

Lady Gaga: Schale Songs und sinnlose Kinderverse

Nummer 37 – 16. September 2010 – 78. Jahrgang
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.40

DIE WELTWOCHEN



9 770043 266008
37

Die besten Gemeinden der Schweiz

Steuern, Arbeitsmarkt, Lebensqualität: das grosse Ranking. *Von Carmen Gasser*

Vom Mathematiker zum Amokläufer

Wer ist Peter Hans Kneubühl? Von Daniel Glaus und Alex Baur

IB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE



Collection Villeret
(réf. 6664-3642-558)

275^e
anniversaire

Intern

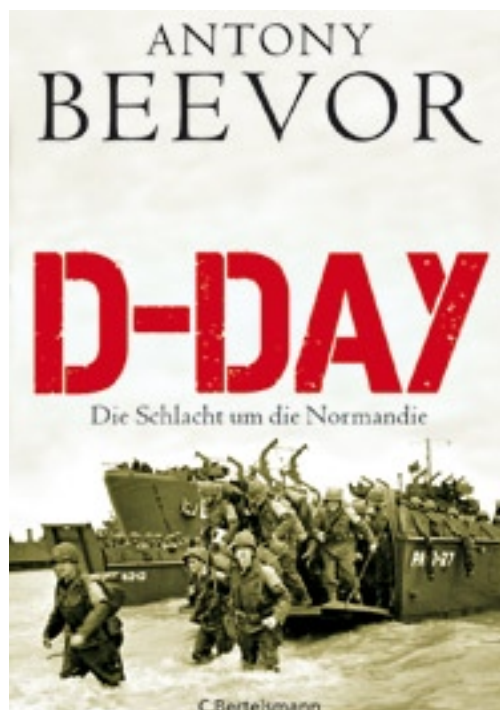
Als die *Weltwoche* letztes Jahr erstmals ein Gemeinde-Ranking publizierte, war das Echo gewaltig. So viele Leser interessierten sich dafür, auf welchem Platz ihre Gemeinde abgeschnitten hatte, dass beinahe unsere Homepage lahmgelegt wurde. «Gemeinden sind ein Identifikationsmerkmal für Schweizer», sagte uns Professor Reto Steiner von der Universität Bern im Interview. Die Zugriffe auf unsere Homepage geben ihm recht. Wir verbesserten deshalb dieses Jahr die Funktionalität des Internet-Angebots, damit Sie noch schneller sehen, wie sich Ihre Gemeinde im schweizweiten Wettbewerb positionieren konnte. **Seite 30**



Grosses Echo: die besten Gemeinden.

Legionen von Historikern haben über «den längsten Tag» geschrieben. Doch keiner so wie der Brite Antony Beevor. In seinem Bestseller «D-Day – Die Schlacht um die Normandie» setzt er den Blick ganz unten an, bei den Soldaten, die in der grössten Armada der Geschichte nach Frankreich übersetzten, um Europa zu befreien. Aus dreissig Archiven hat er Briefe und Tagebücher zusammengetragen. Sie zeugen von geschundenen Psychen, blankem Hass, Opfermut und skurrilen Situationen. Wie die eines Kompaniechefs des East Yorkshire Infantry Regiment, der seinen Männern während der Überfahrt an die Normandie zur Steigerung der Kampfeslust über Lautsprecher Auszüge aus Shakespeares «Heinrich V.» vortrug, derweil die Soldaten auf der stürmischen See in die Helme erbrachen. 500 000 Mal hat sich Beevors Schlachtengemälde verkauft, in 23 Sprachen wurde es übersetzt, in 7 Ländern stand es an der Spitze der Bestsellerliste. Ein Makel allerdings haftet dem Meisterwerk

an: Es lässt die Schlüsselfrage offen, ob der D-Day letztlich kriegsentscheidend war. Urs Gehrig hat Beevor auf dessen Landsitz in der Grafschaft Kent besucht – und nach einem leb-



Meisterwerk: Beevors «D-Day».

haftem Gespräch doch noch eine Antwort erhalten. **Seite 42**

«Skandalchronik»: Es gehört zu den Traditionen der *Weltwoche*, den scharfsinnigen Boulevard zu pflegen. Seit Jahren verfügt das Blatt, mit Unterbrüchen, über Gesellschaftskolumnen, darunter auch quere Beiträge, die dem breiten journalistischen Verständnis dieser Zeitung entsprechen. An diese Tradition knüpfen wir an mit der neuen, vorerst auf zehn Folgen beschränkten «Chronique scandaleuse» des Autors Andrea Sharp. Die erste Ausgabe handelt von Anna, der schönen Vorzeigefrau der Schweizer Wirtschaft, die in zahlreiche Verwaltungsräte aufgestiegen ist und ein interessantes gesellschaftliches Leben pflegt. Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen wären rein zufällig und nicht beabsichtigt. Lassen Sie sich auf die glamourösen Chroniken aus der Schweizer «Upper Class» mit einem Augenzwinkern ein. **Seite 63**

Ihre Weltwoche

Bundesratswahl vom 22. September

Um über die Ereignisse vom kommenden Mittwoch aktuell berichten zu können, müssen wir den Redaktionsschluss verschieben. Es kann deshalb sein, dass die nächste Ausgabe der *Weltwoche* bei einigen Abonnenten erst am Freitag, 24. September, eintrifft. Die betroffenen Leserinnen und Leser bitten wir um Verständnis.

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 213.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Inland*), Carmen Gasser, Pierre Heumann, Daniel Glaus, Andreas Kunz (*Gesellschaft*), Peter Keller (*Kultur*), René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Walter De Gregorio, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Kurt Pelda, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nadine Hofer (*Leitung*),

Susanne Borchert, Adam Schwarz (*Assistent*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*),

Franziska Altmann, Peter Aschmann

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gilbert Grap, Dieter Zwicky

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Geschäftsführer: Sandro Rüeegger

Marketing: Ivo Schneider (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Marco Chini, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*),

Philipp Glauser

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 500 13 50

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Kachelmann

Der Mannheimer Schauprozess. Schleudertrauma. Schweizer Sarrazins. Schopenhauer. *Von Roger Köppel*

Der Fall Kachelmann wird zu einem Skandal der Volksbelustigung und des Machtmissbrauchs durch die Justiz. Ausserdem darf jetzt genüsslich über intimste Details aus dem Sexualleben des Moderators berichtet werden, als ob uns das auch nur das Geringste angehe. Selbst seriöse Blätter wie der *Tages-Anzeiger* erlauben sich aus Anlass der Prozessberichterstattung den Blick durchs Schlüsselloch mit summarischen Hinweisen «zu Themen wie Verhütung, Menstruationsblut, gemeinsame Zukunftsperspektiven, Sexspielzeuge und zu einem Tampon». Es gehört zur Perfidie des Verfahrens, dass bei mutmasslichen Sexualdelikten noch das Allerprivateste ans Licht gezerrt wird. Egal, wie der Prozess am Ende ausgeht, der Schaden für den Meteo-Unternehmer ist bereits enorm.

Hart zu kritisieren ist vor allem die Prozessführung des Mannheimer Gerichtspräsidenten. Die Ermittler haben zur Anschwärzung des Angeklagten nicht nur eine Reihe seiner früheren Freundinnen eingeladen. Sie staffelten auch die Abfolge der Zeugenaussagen zum grösstmöglichen Nachteil des Wettermoderators. Zuerst reden ungehindert die ehemaligen Lebens- und Tagesabschnittspartnerinnen, ehe dann die eigentliche Kronzeugin der Anklage, das mutmassliche Vergewaltigungsoffer, weitere Anschuldigungen platzieren darf. Das ist insofern höchst fragwürdig, als bereits bekannt ist, dass die Kronzeugin bei der Einvernahme nachweislich gelogen hat und versucht sein könnte, die eigenen Aussagen auf die Aussagen der anderen Kachelmann-Freundinnen abzustimmen.

Die über den Prozess berichtende Frauenrechtlerin Alice Schwarzer rechtfertigte im Fernsehen diese Vorführ- und Schauprozessjustiz ausdrücklich. Es sei eben wichtig, dass man ein vollständiges Bild der Persönlichkeit des Angeklagten erhalte, sagte Schwarzer sinngemäss. Welch ein Unsinn. Denken wir diesen Ansatz konsequent zu Ende, muss in Zukunft jede vor Gericht stehende Person fürchten, zur Ermittlung eines möglichst vollständigen Charakterbilds bis auf die Unterhose öffentlich ausgezogen zu werden – wobei sich immer ein Heer von Zeugen findet, das pikante Details brühwarm weiterreicht. Die Volksgerichtshöfe der Moral kennen kein Erbarmen. Es wäre richtig und anständig, wenn die Medien sich an der Kachelmann-



«Wegzehrung für die Lebensreise».

Ausweidung nicht beteiligten und seine Intimsphäre so weit wie möglich respektierten.

Der Entscheid des Bundesgerichts, den DIV-Automatismus bei Schleudertraumapatienten ausser Kraft zu setzen, ist zu begrüessen. Das diffuse Krankheitsbild erzeugte in der Deutschschweiz eine gewaltige Nachfrage nach staatlichen Unterstützungsleistungen. Und eine kleine Industrie nachgelagerter Betreuungsorgane. Der Anwalt Max Sidler etwa, der sich bestürzt äussert über einen angeblich «politisch motivierten Entscheid», hat sich nach eigenen Angaben bisher für über 1000 Schleudertrauma-Opfer (!) eingesetzt. Das Urteil der Lausanner Richter bringt den Zuger Unternehmer somit um ein ansehnliches Geschäftsmodell. Vielleicht sollte man sich für einen Moment auf die Argumente der Schleudertrauma-Skeptiker einlassen. Es ist gemäss Aussagen von Experten in der Talksendung «Club» eine Tatsache, dass in der Romandie oder in Frankreich, wo entsprechende Versicherungsleistungen fehlen, das Schleudertrauma als Massenphänomen nicht vorkommt. Auf keinen Fall schadet eine sorgfältigere Prüfung der Einzelfälle. Man weiss aus anderen Bereichen, dass sich der allzu mitfühlende Sozialstaat – wie von Geisterhand bewegt – eine wachsende Klientel von Abhängigen schafft, die seine Angebote dankend beanspruchen.

Der deutsche Islamkritiker Thilo Sarrazin

ist unter Druck der Medien und der Politik von seinem Amt als Vorstand der Deutschen Bundesbank zurückgetreten. Der freiwillige Rückzieher war ein Fehler, durch den Sarrazin seinen Kritikern teilweise und unverdient recht gibt: Wer selber von seinen Ämtern abtritt, räumt schuldhaftes Verhalten ein. Sarrazins Schuld aber war keine, denn der SPD-Beamte nutzte nur sein ihm verfassungsmässig zugebilligtes Recht auf freie Meinungsäusserung. Es ist ein schwacher Trost für ihn, dass seine Thesen nun, typisch deutsch, mit nachholender Aufgeregtheit doch noch debattiert werden. Was bleibt? Erstens: Die Einschüchterungskulisse aus Politik und Medien gegen Sarrazin funktionierte. In jungen Demokratien ist der Moralismus ein scharfes Schwert. So schnell dürfte es kein Staatsbediensteter mehr wagen, aus dem Justemilieu auszuscheren. Zweitens: Wer ernsthaft in heikle Diskussionen einsteigt, muss durchhalten. Sarrazin hätte nicht zurücktreten dürfen. Drittens: Der grösste Verlierer ist der neue Bundespräsident Christian Wulff, dem die Kraft zur Unabhängigkeit fehlte. Viertens: Deutschland sollte sich nicht nur mit der Zuwanderung schwer integrierbarer Ausländer befassen, sondern mit den Gründen für die Massenauswanderung so vieler hochqualifizierter Deutscher.

Es gibt auch in der Schweiz kleine Sarrazins. Die beiden Controllerinnen des Zürcher Sozialamts Esther Wyler und Margrit Zopfi, gehören dazu. Gemeinsam leisteten sie Widerstand gegen ihre Chefin Monika Stocker, damals Sozialvorsteherin der Stadt Zürich. Anlass waren Missstände, fehlgeleitete Hilfgelder, Fälle von Sozialmissbrauch durch einen Mangel an Verantwortung und Kontrolle. Die beiden Sozialarbeiterinnen stiessen intern mit ihrer Kritik auf taube Ohren, schliesslich wandten sie sich an den *Weltwoche*-Reporter Alex Baur, der aus den anonymisierten Dossiers eine ausgiebig recherchierte Serie von Artikeln fertigte. Anstatt die Befunde ernst zu nehmen, gingen die Behörden auf die beiden Controllerinnen los. Es kam zu bestellten Gutachten, strafrechtlichen Verfolgungen, verbalen Verunglimpfungen. Man versuchte, zwei kritische Stimmen zum Schweigen zu bringen. Umso erfreulicher ist es, dass Margrit Zopfi und Esther Wyler letzte Woche den renommierten Publikumspreis des «Prix Courage» gewannen, den die Zeitschrift *Beobachter* jährlich vergibt. Wir gratulieren den beiden für ihren Mut und ihren Durchhaltewillen.

Er war der Philosoph des «Heulens und Zähneklapperns», ein heiterer Pessimist und Skeptiker, der Sätze wie diesen formulierte: «Ein guter Vorrat an Resignation ist überaus wichtig als Wegzehrung für die Lebensreise.» Der Schriftsteller Rüdiger Safranski hat zu Arthur Schopenhauers 150. Todestag eine fulminante Biografie geschrieben.



Irgendwie gruselig: Lady Gaga. Seite 52



Beste Aussichten: Feusisberg SZ. Seite 30



Festung: Haus des Amokläufers. Seite 38



Máximo Líder : Kubas Diktator Castro. Seite 50

Aktuell

5 Editorial

13 [Kommentar Nur Gewalt stoppt Täter wie Kneubühl](#)

14 **Der höfliche Unruheherd**

Aus dem gemässigten SVP-Nationalrat Jean-François Rime ist ein ernstzunehmender Kampfkandidat geworden

16 **«Ich kippe nicht sofort um»**

Karin Keller-Sutter ist Geheimfavoritin für den Bundesrat. Zu Recht? Die FDP-Politikerin im Kreuzverhör

18 **Scheinarbeit für Stellenlose**

Die Wirkung der teuren Beschäftigungsprogramme und Kurse tendiert gegen null – oder ist sogar negativ

19 [Umfrage Die Frauen entscheiden über die ALV-Revision](#)

19 [Personenkontrolle Tschäppät, Malama, Galladé, Sauter etc.](#)

20 [Russland Autoritärer Widerläufer](#)

22 [Unternehmen Arbonia-Chef Oehler sucht einen Nachfolger](#)

23 [Wirtschaft Zertifizierte Gifte](#)

24 [Sport Lausanne-Sport – Lebenszeichen aus der Westschweiz](#)

26 [Mörgeli Projekt der Projektarbeiterin](#)

26 [Bodenmann Exit sei Dank](#)

27 [Medien Bundesratskandidaten und die neuen Medien](#)

27 [Kostenkontrolle 500 000 Franken pro Bundesrat und Jahr](#)

28 [Leserbriefe](#)

Hintergrund

30 **Die besten Gemeinden der Schweiz**

Feusisberg SZ ist der attraktivste Ort. Das Ranking der *Weltwoche* über die landesweit 2588 Gemeinden

38 **Vom Mathematiker zum Amokläufer**

Er wollte im Kampf um sein Elternhaus erschossen werden. Wer ist der gefährliche Rentner Peter Hans Kneubühl?

40 **Weltgrösster Chocolatier**

Der unternehmerische Aufstieg von Andreas Jacobs

47 **Schnee aus Schwarzafrika**

Nigeria, neues Zentrum des internationalen Kokainhandels

48 **Hohes Schmerzensgeld**

Die Privilegien der wachsenden EU-Verwaltung

50 **Der grosse Diktator**

Was hat Fidel Castro, was Augusto Pinochet nicht hat?

52 **Schale Songs und sinnlose Kinderverse**

Lady Gaga: Eine kalkulierte, keimfreie Erscheinung

54 **Umweg ins Herzrevier**

Auffallend viele Komiker sind männlich und hässlich. Der Grund: Wer lustig ist, erhöht seine Fortpflanzungschancen

56 **Verdrängungskampf im Paradies**

Die Schweiz ist ein Dorado für Einwanderer. Die Folgen

59 **Schwache Fortsetzung**

Basel III macht die Finanzwelt nicht sicherer



«Nicht jeder Wehrmachtsoldat war ein Kriegsverbrecher»: Historiker Beevor. Seite 42

Interview

42 «Hitler wäre explodiert»

Hat wirklich der D-Day den Zweiten Weltkrieg entschieden? Historiker und Bestseller-Autor Antony Beevor über die Invasion in der Normandie

Stil & Kultur

60 Stil & Kultur «Sennentuntschi»

62 Namen Katherine Schwarzenegger

62 MvH Ich, der Concierge

63 Chronique scandaleuse Annas Aufstieg zur Vorzeigefrau der Wirtschaft

63 Wein Briego Reserva Ribera del Duero 2004

64 Objekte Bang & Olufsen Beovision

64 Im Gespräch Claudio Fetz, Bauingenieur

65 Luxus Elixiere des Himmels

66 Auto Jaguar XKR Special Edition

68 Bestseller

68 Bulgur auf der Speisekarte

Jonathan Franzen sei genial und sein neuer Familienroman ein epochales Werk über den Zustand der liberalen USA. Auf's achte Weltwunder wird man aber weiter warten müssen

71 Kunst Wie Plastikerin Barbara das Kunstsystem unterwandert

72 Jazz Esperanza Spalding

72 Film Zum Tod des französischen Cineasten Claude Chabrol

73 Thiel Im Blumenladen

73 Darf man das? Als über 60-Jährige in Badeanstalten im Bikini herumlaufen

74 Hochzeit Jürg Bärtschi und Fabricio Cordeiro

Autoren in dieser Ausgabe

Camille Paglia



Die amerikanische Professorin für Geistes- und Medienwissenschaften erregt mit Polemiken gegen prominente Intellektuelle wie Naomi Wolf, Michel Foucault oder Jacques Derrida immer wieder Aufsehen. In dieser Ausgabe schreibt sie über die Pop-Ikone Lady Gaga. Seite 52

Reiner Eichenberger



Was bedeutet die steigende Einwanderung von Arbeitskräften für die Schweiz? Reiner Eichenberger, Professor für Theorie der Wirtschafts- und Finanzpolitik an der Universität Freiburg, analysiert – zusammen mit seinem Kollegen David Stadelmann – die dramatischen Auswirkungen. Seite 56

www.weltwoche.ch

iWeltwoche



Lesen Sie die Weltwoche als Abonnent/-in auch auf dem iPhone. Die iApp erhalten Sie für einmalig Fr. 5.50 im App Store oder unter www.weltwoche.ch/iapp.

DIE WELTWOCH



Der Preis der Freiheit

Von Alex Baur — Wenn ein Querulant um sich schiesst, folgt der Ruf nach Ombudsleuten, Waffenverboten und Profilern. Doch Täter wie Peter Hans Kneubühl sind nur mit Gewalt zu stoppen.



Sehnsucht nach einem probaten Mittel: Polizisten einer Spezialeinheit in Biel.

Als im Juli 2004 Helmut Binggeli an seinem Arbeitsplatz bei der Zürcher Kantonalbank ein Blutbad anrichtete, entspann sich eine Debatte über angeblich unmenschliche Arbeitsbedingungen. Sofort wurden neue Ombudsstellen und Gesetze gefordert, die solche Taten künftig verhindern sollten. Ähnliche Massnahmen wurden bereits drei Jahre zuvor postuliert, als Friedrich Leibacher nach ausufernden Rechtshändeln im Zuger Parlament vierzehn Menschen ermordete und ebenso viele verletzte. Im ganzen Land wurde in der Folge der Zugang zu öffentlichen Gebäuden erschwert, der Kanton Zug richtete eine Stelle ein, die Konflikte mit Querulanten entschärfen sollte. Opfer forderten Waffenverbote.

Nach dem Drama um den «Amok-Rentner» Peter Hans Kneubühl in Biel ist es wieder einmal so weit. «Behörden haben kein Ohr für Querulanten», titelte die *Sonntagszeitung* anklagend und zitierte Fachleute, die nach mehr Ombudsleuten rufen und im Unterlassungsfall mit einem «neuen Fall Leibacher» drohen. Andere Blätter zogen mit eigenen Experten nach. Nationalrat Daniel Jositsch (SP) nutzt die Gelegenheit, um «endlich» strengere Waffengesetze zu fordern. Profiler aus Amerika, wo die Branche boomt, preisen vermeintlich neuartige und todsichere Systeme an, mit denen sich potenzielle Amokläufer angeblich

frühzeitig erkennen und aus dem Verkehr ziehen liessen, wenn man nur wollte.

Bei einer nüchternen Analyse findet sich hinter all den gutgemeinten Vorschlägen ein gemeinsamer Nenner: Wunschdenken. Die Sehnsucht nach einem probaten Mittel gegen die unheimlichen Mörder ist nachvollziehbar. Doch wer glaubt, Psychopathen wie Leibacher oder Binggeli mit Vernunft, besänftigenden Worten und Verboten beizukommen, der hat nicht begriffen, was in den kranken Seelen solcher Täter vorgeht. Am treffendsten lässt sich dies am Fall Leibacher aufzeigen: Der Konflikt mit den Behörden, den er gezielt geschürt hatte, war nicht der Auslöser seiner Bluttat, sondern Mittel zum Zweck. Als Leibacher zu prozessieren begann, spielte er nachweislich bereits mit dem Gedanken eines Massakers.

Jedes Entgegenkommen, jeden Vermittlungsversuch interpretierte der Massenmörder von Zug als Eingeständnis, das ihn in seinen Wahnvorstellungen bestätigte und zu immer groteskeren Forderungen anstachelte. Die Hoffnung, dass ein Wachmann, ein Metalldetektor oder ein Waffenverbot ihn hätte stoppen können, ist nachgerade absurd.

Wenn ein vom Wahn getriebener Täter zur Umsetzung seiner Pläne geschritten ist, ist er in aller Regel nur noch mit Gewalt zu stoppen. Bei Binggeli fanden sich dieselben Muster.

Auch seine «Strafaktion» war von langer Hand geplant und endete mit der Selbsttötung. Und alles weist darauf hin, dass dies bei Peter Hans Kneubühl nicht anders war. Das Einzige, was gegen solche Täter hilft, ist das Wegsperrn, allenfalls Medikamente. Doch auch hier sei vor trügerischen Illusionen gewarnt.

Viele Psychopathen verbergen die teuflischen Abgründe in ihrer Seele geradezu meisterhaft. Leibacher, Binggeli und auch Kneubühl wurden von Nachbarn als unauffällige Kauze beschrieben. Mitunter konnten sie wohl auch sehr unangenehm werden. Doch Querulanten gibt es viele. In einem zivilisierten Land kann man niemanden einsperren, solange keine konkrete Gefahr für Leib und Leben von ihm ausgeht. Wie schwer sich die Forensiker bei der Beurteilung von einschlägig verurteilten Tätern tun, ist hinlänglich bekannt. Eine zuverlässige Prognose für potenziell gefährliche Täter, die niemandem ein Haar gekrümmt haben, ist extrem schwierig.

«Sanftes Vorgehen» gegen Gewalttäter?

Im Fall Kneubühl wäre es denkbar, dass der 67-jährige Mann an einer Altersdemenz litt, ein Schicksal, das vielen Senioren widerfährt. Nur weil dieses Leiden vereinzelt zu einer böartigen Veränderung des Charakters führt – eine «Altersparanoia» im Volksmund –, kann man nicht alle Dementen verwahren. Eine freie Gesellschaft muss Querulanten verkraften, solange diese niemanden gefährden. Dass ein gemeingefährlicher Täter mitunter erst im Nachhinein als solcher erkannt wird, ist der Preis, der für die Freiheit in Kauf zu nehmen ist.

In diesen Tagen hat sich die offizielle Schweiz bei Menschen entschuldigt, die im letzten Jahrhundert auf dem «administrativen» Weg willkürlich verwahrt wurden, weil sie nicht in die damals gültigen moralischen Raster passten. Es kann nicht sein, dass gleichzeitig unter dem Titel Sicherheit neue Opfer geschaffen werden, die man in fünfzig Jahren vielleicht wieder rehabilitieren wird. Trotzdem ist die Frage erlaubt, ob die Bieler Vormundschaftsbehörde im Fall Kneubühl nicht früher und dezidierter hätte einschreiten müssen, allein schon aus humanitären Gründen (vgl. Bericht Seite 38).

Fragen wirft auch der Polizeieinsatz auf. Im Gegensatz zum Bieler Statthalter Philippe Garbani, der angeblich bis heute glaubt, mit einem «sanften Vorgehen» hätte sich eine Tragödie verhindern lassen, erkannte das Einsatzkommando Kneubühls Gefährlichkeit offenbar schnell. Umso erstaunlicher ist, wie der irre Rentner den schwerbewaffneten Spezialeinheiten auf der Nase herumtanzte, einen Polizisten niederschoss und zwei Mal entwischte.

Bevor irgendwelche Konsequenzen aus dem Fall Kneubühl gezogen werden, müssen diese Fragen beantwortet werden. Dafür ist eine unabhängige Untersuchung, unter welchem Titel auch immer, unumgänglich. ○

Der höfliche Unruheherd

Von Urs Paul Engeler — Aus dem gemässigten SVP-Nationalrat Jean-François Rime ist ein Kampfkandidat geworden, der diesem Etikett nachlebt. Er sorgt für anschwellende Hektik, in Freiburg wie in Bern.



Welscher Star und neue nationale Figur: SVP-Bundesratskandidat Rime.

Der Kanton Freiburg ist, politisch betrachtet, ein kleineres Gebilde, das sieben National- und zwei Ständeräte ins nahe Bern entsendet. Wenn nun gleich drei der Deputierten parallel nach dem höchsten Amt im Lande streben, dann wird es eng, unbehaglich, ja böse zwischen Tafers, Belfaux und Bulle. So stürzt der gemütliche Unternehmer und SVP-Abgeordnete Jean-François Rime, weil er mit seiner Partei ernsthaft die Absicht verfolgt, Bundesrat zu werden, die Freiburger Politikerclique in grösste Nervosität. SP-Präsident Christian Levrat, ebenfalls ein Fribourgeois, wertete Rimes Kandidatur umgehend zum Scheinmanöver ab mit einer tragischen Figur: «Er opfert sich nur für seine Partei.» Und nicht minder vorschnell, noch bevor seine Gruppe nur ein Hearing durchgeführt hatte, erklärte CVP-Fraktionspräsident Urs Schwaller, auch er ein Freiburger, der SVP-Mann werde von der CVP keine Stimmen erhalten.

Tatsächlich ist der sechzigjährige Rime, sollte er am 22. September den zweiten Sitz der FDP erobern, weder eine Gefahr für die SP noch für die CVP, jedoch eine grosse für die ambitionierten und interessierten Chefs der beiden Lager.

Eigennutz und Torschlusspanik

Obwohl die CVP von der Wahl eines zweiten SVP-Vertreters mittelfristig sogar profitieren könnte, stemmte Schwaller sich in der Fraktion dagegen, den Landsmann überhaupt zu einer Anhörung einzuladen. Und obwohl die CVP-Mehrheit ihren Chef überstimmt hat und mit Rime diskutieren wird, lässt Schwaller keine Gelegenheit verstreichen, den SVP-Kandidaten schlecht- und chancenlos zu reden. Schwallers erstes Motiv heisst Eigennutz, das zweite Rachsucht.

Die Wahl des erfolgreichen Gewerblers aus Bulle wäre das endgültige Erwachen aus sei-

nen eigenen Bundesratsträumen, die er mit einem immer grimmigeren Eifer verfolgt, so als habe er, der erfahrene Regierungsmann und Ständerat, einen Anspruch auf dieses Amt. Als 2006 die Nachfolge von Joseph Deiss zu regeln war, liess Schwaller, 58, sich von der damaligen Parteipräsidentin Doris Leuthard zu rasch zum Verzicht auf eine Bewerbung verleiten. Vor einem Jahr berechnete er seine Chancen völlig falsch, als er gegen Didier Burkhalter antrat und der FDP mit Hilfe der Linken einen Sitz abjagen wollte. Dass er von der SVP keine einzige Stimme erhalten hat und – als Mitorganisator der Abwahl von Christoph Blocher – auch nie eine erhalten wird, kann er nicht verschmerzen.

Torschlusspanik herrscht. Die Gesamterneuerungswahlen von 2011 wären die allerletzte, theoretische Möglichkeit, die persönliche Zwangsamblition zu verwirklichen – sofern

ihm dannzumal kein anderer Freiburger den Zugang zur Landesregierung versperrt. Wenn also Schwaller seine Fraktion in die Bundesratskür von nächster Woche führt, dann leiten ihn wohl weniger die Interessen der CVP als seine persönlichen. Er muss seinen entfernten Verwandten Rime verhindern. Dessen Frau ist Schwallers Cousine.

Kantonale Dramen

Christian Levrat weiss, dass ein SP-Chef nie Bundesrat wird; er führt die Agenda seines Freundes, Parteigenossen und Freiburger Ständerats Alain Berset, 38 aus Belfaux. Das Langzeitprojekt des Duos heisst: Bundesrat Berset, gewählt als Nachfolger von Micheline Calmy-Rey, die auf Ende 2011 zurücktreten dürfte. Auch Levrat agiert nicht nach dem Willen der Gesamtpartei, wenn er Rime ein Bein stellen will. Die zahlreichen Linksaussen und Gewerkschafter sind Anhänger des linken Machers Pierre-Yves Maillard, SP-Staatsrat im Kanton Waadt und vormals wortgewaltiger

Ohne als «Blochérien» zu gelten, politisiert er verlässlich auf der Linie der Partei.

Nationalrat. Sie wünschen sich diese starke Figur in die Landesregierung und nicht den gemässigt auftretenden Fribourgeois. Die Wahl Rimes blockierte Berset und wäre der Steilpass für Maillard.

Dass der stets korrekt-höfliche SVP-Mann diese kantonalen Dramen auslöst, kommt zwar nicht ganz von ungefähr. Aber eine lange, klassische und auf höhere Weihen ausgelegte Parteikarriere kann Jean-François Rime, Alleinhaber und *directeur* dreier Unternehmen in Bulle, nicht vorweisen. Bis zum 12. Dezember 2002, als über hundert unzufriedene Bürgerliche eine neue Sektion «UDC-Gruyère» gründeten, politisierte er in der Familientradition freisinnig. Bis zu diesem Tag war das Greyerzerland, der grosse und aufstrebende Bezirk im Süden des Kantons, eine Hochburg der Radikalen. Wer nicht mit der katholischen Menge christlichdemokratisch stimmte und wählte, unterstützte die Freisinnigen. Vater Pierre Rime sass in den achtziger Jahren im Nationalrat, als Vertreter der FDP, versteht sich. Sohn Jean-François war von 1989 bis 1991 städtischer Parlamentarier.

Seinen Seitenwechsel begründete Rime politisch und persönlich. «Kein einziger Freiburger Abgeordneter der CVP und der FDP votiert in Bern mit der Rechten», sagte er, zum Beleg die NZZ-Analyse des Stimmverhaltens in der grossen Kammer vorlegend. Nicht er habe seine Ansichten geändert, sondern alle ändern, die jetzt in der linken Zone auftauchen. Der Kanton brauche einen Wechsel, neue Leute und Gruppierungen, die für die Wirtschaft

einstünden, für die kleinen und mittleren Betriebe vor allem. Rime, der sein Ökonomiestudium in Lausanne absolviert hat, besitzt und führt in Bulle die Grosssägerei Despond SA mit gut 50 Mitarbeitern, die Sagérima SA (um die 35 Angestellte), die Sicherheitselemente für den Strassenbau produziert, sowie die Architecture Paysagère SA mit rund 15 Landschaftsgärtnern. Der KMU-Mann präsidiert den Branchenverband der Holzindustrie und sitzt im Vorstand des Schweizerischen Gewerbeverbands.

Das persönliche Motiv, die FDP zu verlassen, war das Schicksal seines Vaters, eines Opfers der berüchtigten Freiburger Justiz. Aufgrund anonymen Gerüchte war Pierre Rime vorgeworfen worden, beim Grundstückhandel mit Schwarzgeld operiert zu haben. Während dreier Monate wurden die Telefonanschlüsse der Familie (auch jener von Jean-François) abgehört – allesamt illegal, wie das Bundesgericht später befand. 45 Zeugen wurden befragt, zum Teil unter Druck gesetzt. Die verbissen geführten Ermittlungen führten nur zum Zufallsverdacht, dass Vater Rime Steuern hinterzogen haben soll; eine formelle Untersuchung wurde jedoch nie eröffnet.

1994 brachte der verzweifelte 71-Jährige sich um. «Pierre Rime wurde durch die Freiburger Strafjustiz regelrecht in den Tod getrieben», klagte Rechtsprofessor Franz Riklin in seiner Analyse des Justizwesens an: «Dieser Fall war für mich ein Schlüsselerlebnis, weil ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nie in meinem Leben ein derart missbräuchliches Dossier gesehen hatte.»

Nicht nur die dominierende CVP, auch FDP-Leute beteiligten sich an dieser Verfolgungsjagd. Die freisinnige Partei, sagt Rime, habe ihren ehemaligen Nationalrat und dessen Familie in dieser schwierigen Zeit nie unterstützt: «nicht ein einziger Anruf».

Abweichungen von der Generallinie

Auf Anhieb wurde 2003 Jean-François Rime für die vormals marginale Agrarierpartei in den Nationalrat gewählt und 2007 mit dem drittbesten Resultat aller Kandidierenden bestätigt. In Bern ist der Gewerbler nicht der laute Debattierer, nicht der Haudegen und auch nicht der brillante Vordenker, aber der zuverlässige und zähe Kämpfer für die Anliegen der vielen kleinen Betriebe in der Schweiz. Ohne als Hardliner oder «Blochérien» zu gelten, politisiert er in der Schlüsselkommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) verlässlich auf der Linie der Partei, als Befürworter der Personenfreizügigkeit in den Europadossiers allerdings wesentlich weicher als die Ostschweizer. Auch Subventionen für das Baugewerbe aus der CO₂-Kasse stellt er über die von der Partei ausgegebene Sparphilosophie.

Die Fraktion wertet solche Abweichungen von der Generallinie der Partei als marginal

und wählte den Pragmatiker zu ihrem Vizepräsidenten. Rime ist zum ersten Aushängeschild der SVP in der Westschweiz geworden.

Ob der neue welsche Star, der sehr gut Deutsch spricht, der Partei als Bundesrat mehr nützt denn als Verlierer, darüber gehen die Meinungen auseinander. Viele erhoffen sich von einem Wahlerfolg einen kräftigen Schub in der Romandie; andere wiederum warten vorfreudig auf ein Scheitern ihres breit akzeptierten Kandidaten, um die «schmutzige Berner Päckli-politik» anprangern und den tiefen Groll der Basis gegen die in Hinterzimmern ausgeheckten Allianzen und Intrigen bewirtschaften zu können. Mittlerweile hat man sich auf die Lesart «Win-win-Situation» geeinigt. «Die Fraktion wird Rime bis zum letzten Wahlgang geschlossen unterstützen», sagt Präsident Caspar Baader (BL). Der Block von 66 Stimmen fordert die andern Fraktionen.

Tiefstapler mit Verve

Der Kampfkandidat selbst, der innert weniger Tage vom soliden KMU-Unternehmer und Parlamentarier zur nationalen Figur aufgestiegen ist und die Herausforderung mit Verve angenommen hat, stapelt tief. Er rückt den Herbst 2011 ins Blickfeld. Nach den nationalen Wahlen werde die SVP wiederum als Siegerin dastehen und mit einem Doppelticket, bestückt mit einem Deutschschweizer und einem Romand, den zweiten Bundesratssitz angreifen können. Im Kanton Freiburg will er der Partei zu einem zweiten Vertreter im Nationalrat verhelfen.

In der Zwischenzeit hat sich zumindest in der Familie Rime eine neue Polit-Tradition herausgebildet. Einer seiner drei Söhne sass, als er in der Stadt Freiburg wohnhaft war, einige Jahre im Stadtparlament, als Vertreter der SVP, versteht sich. ○

BERGBAHNEN,
SPA-WELLNESS
INKLUSIVE!

DAS «GROSSE, STILLE
LEUCHTEN»

im spätsommerlichen Engadin erleben.
Grosser SPA-POOL-BEAUTY & Therapie-Bereich -
Kinderclub - Tennis (kostenlos) - Wandern - Golf -
Reiten - Surfen - Biken ...

Zimmer/Frühstück ab CHF 145.- pro Person
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 17. Oktober 2010

CP CRESTA PALACE
CELERINA HOTEL - SPA

Cresta Palace Hotel CH-7505 Celerina/St. Moritz
Tel. 081 836 56 56, Fax 081 836 56 57, www.crestapalace.ch
H.P. + E. Herren

«Ich kippe nicht sofort um»

Von Urs Paul Engeler und Roger Köppel — Die St. Galler Regierungsrätin Karin Keller-Sutter ist Geheimfavoritin für den Bundesrat. Zu Recht? Die FDP-Politikerin im Kreuzverhör.



«Sie sind ein Ideologe, und ich bin eben pragmatisch»: Kandidatin Keller-Sutter.

Frau Keller-Sutter, in einer Radiosendung sprachen Sie sich kürzlich euphorisch für subventionierte Alternativenergien aus. In Interviews gehen Sie auf Distanz zu Ihrem angeblichen Hardliner-Image. Was ist los mit Ihnen?

Es gibt keine Metamorphose. Ich habe Mühe mit der Marke «Hardliner», weil es ja nicht positiv gemeint ist. Man will mir andichten, ich sei ein harter Mensch. Das stimmt nicht.

Mit Hardliner wird doch wohl eher ein Politikertyp beschrieben, der nicht unbedingt in der Mitte herumturnt. Weshalb lassen Sie das nicht stehen?

Ich nehme es anders wahr. Man will mich als undifferenziert darstellen, als eine Art politischer Haudrauf. Ich habe Regierungsverantwortung und arbeite reflektiert.

Einst gaben Sie an, Margaret Thatcher sei ihr politisches Vorbild. Heute loben Sie vor allem Tony Blair. Alles nur Wahltaktik?

Sie deuten zu viel hinein. Ich sagte, Tony Blair habe von Thatcher profitiert. Margaret Thatcher war hervorragend. Ich war 1983 in England und beeindruckt, wie sie diesen Wandel gestaltete.

Wir gingen davon aus, dass Ihre neuen Sympathien für die Linke vor allem daher rühren, dass Sie bei der Bundesratswahl

nicht mehr auf die SVP zählen können, die mit Jean-François Rime einen eigenen Kandidaten bringt. Deshalb müssen Sie jetzt links der Mitte Stimmen fischen.

Ach was. Ich verbiege mich nicht. Dass die Kandidatur ein Risiko sein würde, war mit klar. Im Übrigen war die SVP-Kandidatur absehbar.

Wie lautet der Auftrag an Ihren PR-Berater Peter Weigelt? Es ist ja vergleichsweise neu, dass Bundesratskandidaten auf die Dienste von professionellen Imagepflegern bauen.

Herr Weigelt hat kein Mandat von mir, aber er ist Mitglied der FDP St. Gallen. Insofern unterstützt er mich. Wie mich andere bewährte Ostschweizer Freisinnige unterstützen.

Sie waren seinerzeit eine dezidierte Kritikerin des Schengen-Vertrags mit der EU. Trotzdem stimmten Sie am Ende für das Abkommen. Warum kam es zum Schwenker?

Die Regierung war schliesslich dafür.

Sie haben sich vereinnahmen lassen?

Ich war kritisch aus föderalistischen Gründen. Schengen war das erste dynamische Abkommen, das uns verpflichtete, künftiges EU-Recht ohne Mitwirkung zu übernehmen. Zudem bestand das Risiko, dass die Polizeihöhe der Kantone beschnitten würde. Als wir sie sichern konnten, gab es für mich keinen Grund mehr, Widerstand zu leisten.

Aber die Polizeihöhe der Kantone war nicht der entscheidende Punkt, sondern die Beschneidung der Schweizer Souveränität. Sie führen einfach einen Wischiwaschikurs.

Falsch. Unsere Bedingungen wurden erfüllt. Deshalb unterstützte unsere Regierung die Vorlage.

Sie hätten als Liberale prinzipiell gegen Schengen sein müssen. Niemand unterschreibt doch freiwillig einen Vertrag, der ihn verpflichtet, künftiges Recht ohne Mitsprache zu übernehmen.

Diese Gefahr ist real. Die EU verlangt heute, dass wir künftig weitere Teile der europäischen Rechtsordnung übernehmen sollen. Da habe ich Verständnis für die Forderungen der EU, da wir das bei Schengen schon einmal akzeptiert haben. Dieses Unbehagen hatte ich schon damals.

Dennoch kippten Sie. Sind Sie wenigstens heute klar gegen das Brüsseler Powerplay?

Mit dem Powerplay habe ich Mühe. Und man muss sich tatsächlich überlegen, ob unsere Zugeständnisse den politischen Preis immer wert sind.

Was heisst Mühe? Sind Sie dagegen oder dafür?

Es gibt Güterabwägungen. Was geben wir auf? Was bekommen wir? Das ist ein Grundproblem des Nichtmitgliedstaates Schweiz. Solange wir nicht im Klub sind, zahlen wir einen gewissen institutionellen Preis.

Wie also soll das Verhältnis EU – Schweiz weitergeführt werden?

Ich bin für den bilateralen Weg. Wir müssen einen Modus finden, wie wir uns gegenseitig institutionell verhalten. Es braucht Mitwirkungsrechte für die Schweiz.

Sie sind für eine weitere institutionelle Annäherung?

Sie können nicht auf Gesprächsverweigerung setzen gegenüber den Nachbarn. Es stehen die Interessen unseres Wirtschaftsstandorts auf dem Spiel.

Sie plädieren für ein Rahmenabkommen mit der EU?

Ein Rahmenabkommen ist für mich eine Black Box. Niemand weiss heute genau, was darunter zu verstehen ist. Ich sehe eher einen Mitwirkungsmechanismus für alle künftigen Abkommen. Partnerschaftliche Verhältnisse sind gefragt. Die EU ist für mich kein Horrorgebilde.

Das EU-Gesuch wollen Sie aber nicht zurückziehen. Das sind eklatante Widersprüche.

Finden Sie? Man muss sich die Frage stellen: Was sollte der Rückzug bringen? Betreiben wir hier Symbolpolitik? Wenn Sie einen Mitwirkungsmechanismus erreichen wollen, eine Art Geben und Nehmen, dann schadet der Rückzug des Beitrittsesuches nur. Es wäre ungeschickt.

Solange das Gesuch in Brüssel liegt, kann es als Beitrittswunsch gedeutet werden.

Mit Verlaub: Das glauben nur Sie, Herr Engeler. In Brüssel wissen sie genau, dass wir nicht beitreten wollen.

Wir staunen: Die angebliche Hardlinerin Karin Keller-Sutter ist also auch der Meinung, die EU müsse mit Zugeständnissen bei Laune gehalten werden.

Ich habe keine Angst vor Widerstand, da schätzen Sie mich falsch ein. Ich kann Streit aushalten.

Was wäre Ihre Lösung im Steuerstreit?

Hier hat Bundesrat Merz Fortschritte erzielt bei den Deutschen durch die Abgeltungssteuern. Das war in unserem Interesse und vielleicht ein Modell für andere.

Wo liegt das wirtschaftliche Interesse der Schweiz an einer Abgeltungssteuer? Warum spielen wir für andere den Steuervogt?

Steuerhinterziehung kann nicht das Geschäftsmodell der Zukunft sein. Man kann diesen Chip spielen, um andere Themen wegzudrücken. Den automatischen Informationsaustausch gilt es abzuwehren.

Sie sind gegen den EU-Beitritt, aber wollen das Gesuch nicht zurückziehen. Sie sind für den Bankenplatz, aber Sie glauben

«Ich habe keine Angst vor Widerstand. Ich kann Streit aushalten.»

nicht ans Bankkundengeheimnis. Sie wirken wie eine typische Politikerin, die alles unternimmt, um alles offenzuhalten.

Sie sind ein Ideologe, und ich bin eben pragmatisch. Man kann nicht mit dem Zweihänder verhandeln.

Sie reden schon wie eine Bundesrätin.

Wenn ich das von Ihnen höre, ist es sicher kein Kompliment.

Der Eindruck ist doch: Unser Bundesrat leistet zu wenig Widerstand. Die Deutschen wenden sogar Datendiesbstahl an, um ihre Interessen durchzusetzen. Der von Ihnen gelobte Bundesrat scheint meistens darüber nachzudenken, wie er den Deutschen am besten entgegenkommen kann.

Jetzt stellen Sie meine Gedanken in einen falschen Zusammenhang. Ich bin für Verhandlungsstrategien, nicht für Kapitulationen. Ich bin nicht jemand, der sofort umkippt.

Wie hätten Sie gehandelt im Streit um die grauen Listen? Die OECD drohte mit Sanktionen, obschon die Schweiz als OECD-Gründungsmitglied nicht einmal an die entsprechende Sitzung eingeladen worden war.

Ich hätte das nicht akzeptiert. Man hätte den Kollegen einen Brief schreiben sollen, wonach die OECD ohne die Schweiz gar nicht beschlussfähig sei.

Sie gelten als «leidenschaftliche Liberale», sind also gegen einen ausufernden Staat. In

der St. Galler Kantonsregierung aber haben Sie den Personalbestand laufend erhöht. Sie rüsten den Staat auf.

Der Ausbau betraf nur die Polizei.

Also mehr Polizeistaat. Mehr Polizisten bedeuten: mehr Überwachung des kleinen Bürgers, mehr Parkbussen, mehr Geschwindigkeitskontrollen etc.

Nein. Wir investierten in Patrouillen zur Erhöhung der öffentlichen Sicherheit. Es ist eine Tatsache, dass es mehr Gewaltdelikte gab. Dagegen musste Präsenz markiert werden.

Sie können nicht behaupten, dass der Kanton St. Gallen dank Ihnen verschlankt wurde.

Kein Kanton wurde wirklich schlanker. Es gab mehr Begehrlichkeiten.

Es wurden neue Kulturzentren finanziert. Frisch-fröhlich sprudeln die Millionen. Neuerdings streckt der FC St. Gallen die Hand aus. Haben Sie keinen Widerstand geleistet?

Das alles wurde demokratisch beschlossen.

Wie sehen Sie die Subventionierung des Fussballs?

Es ist ein Dilemma zweier Übel. Zahlen ist ein Problem, eine Ruine vor der Stadt wäre ein anderes Problem.

Agrarsubventionen: Kann man sparen?

Das wird schwierig. Die Landwirtschaft hat einen Produktionsauftrag. Das ist gut so. Volle Versorgungssicherheit für alle ist eine Illusion, aber totale Auslandabhängigkeit finde ich auch nicht richtig. Mehr Subventionen wird es nicht geben.

Gibt es mehr für die Armee?

Ich glaube nicht.

Sollte es mehr geben?

Das ist nicht die Frage. Ich bin nicht dagegen, ich bin realistisch. Es gibt Verteilungskämpfe zwischen den Aufgaben, und ein Drittel des Budgets fliesst in die Sozialwerke.

Solange man die nicht kürzt...

Sie wissen so gut wie ich, dass Sie dafür keine Mehrheit finden. Da hat man keine Chance.

Also bleibt alles beim Alten. Warum wollen Sie überhaupt in die Regierung?

Man wird die Sozialausgaben des Bundes auf ein realistisches Niveau zu bringen haben. Wichtig ist vor allem, nicht noch mehr daraufzupacken. Die Sparbemühungen scheitern an den Anspruchsgruppen. Das ist schwierig.

Mit dieser Einstellung hätte Margaret Thatcher in England nichts bewegt.

Ihre Lage war viel schlimmer als die Situation der Schweiz. So weit sind wir noch nicht. Mag sein, dass der Sozialabbau umstritten ist. Ebenso wenig mehrheitsfähig ist allerdings auch der Sozialausbau. Immerhin.

Sie haben vor dem Mainstream kapituliert.

Nein, ich weiss einfach, was es bedeutet, Sparvorhaben durch die Instanzen zu bringen. Ich gebe keine Versprechen, die ich nicht halten kann. Unser strukturelles Defizit muss abgebaut werden.

Eine neue Aufgabe wäre theoretisch das Uvek, eine Wachstumsbranche innerhalb des Haushalts. Hier wurden immer wieder Gelder lockergemacht, man knabbert sogar illegal den Neat-Fonds an. Sind Sie für die weitere Förderung des öffentlichen Verkehrs?

Nein. Es gibt eine Schwelle, an der die Umlagerung nicht mehr funktioniert. Man müsste einmal anfangen, diese Finanzierungsströme zu entflechten. Da blickt niemand mehr durch.

Sollte man eher die Autobahnen ausbauen oder mehr ICE-Züge durchs Land jagen?

Ich bin für den Ausbau des Strassen- und Schienennetzes, wobei die SBB gewisse Kapazitätsgrenzen erreicht haben dürften.

Sie klingen wie die klassische Konsenspolitikerin, wobei Margaret Thatcher anmerkte, Konsens sei für sie die Preisgabe aller Prinzipien, aller Werte und aller Politik.

Ich habe die Stimme immer erhoben, auch innerhalb von Kollegialbehörden. Ich fördere die kontroverse Diskussion, in der man um Lösungen ringt.

Das tönt nach rundem Tisch. Wir dachten, Sie würden entscheiden wollen.

Gruppentherapie ist nicht meine Sache. Es gibt immer beides: Entscheidung und Abwägung. Ich bin immer Risiken eingegangen, gerade im sicherheitspolitischen Bereich.

Was halten Sie davon, dass der Ihnen unterstellte St. Galler Staatsanwalt Thomas Hansjakob in einem Interview den Bankier Oskar Holenweger massiv vorverurteilte, bei dessen Anklageerhebung er selber beteiligt war? Haben Sie den Juristen zurechtgewiesen?

Staatsanwalt Hansjakob hatte das Mandat als eidgenössischer Untersuchungsrichter im Fall Holenweger. Ich bin in diesen Fall nicht involviert. Ich bin seine administrative Vorgesetzte und habe aus Respekt vor der Gewaltentrennung mich nicht eingemischt. Grundsätzlich sollte sich die Justiz mit Meinungsäusserungen zurückhalten.

Wie finden Sie die Ausschaffungsinitiative?

Ich bin für den Gegenvorschlag.

Wenn ein ganz brutaler Frauenmörder in der Schweiz sein Unwesen triebe – wären Sie für die Todesstrafe?

Nein. Zivilisierte Staaten müssen strafen, aber sie dürfen nicht töten.

Ist es richtig, wenn man in der Schweiz Suizidbeihilfe in Anspruch nehmen darf?

Ich bin eine Befürworterin der Suizidbeihilfe. Das gehört zum Selbstbestimmungsrecht. Wir brauchen auch keine neuen Gesetze. Man kann sich fragen, ob wir eine Art Sterbetourismus in die Schweiz haben wollen.

Würden Sie einen Eid darauf schwören: «Als Bundesrätin wehre ich mich gegen einen am Volk vorbeigezirkelten EU-Beitritt?»

Ich bin gegen einen EU-Beitritt, aber ich würde mich fügen, sollte das Parlament oder das Volk einmal gegenteilig entscheiden. ○

Scheinarbeit für Stellenlose

Von Daniel Glaus — Eine halbe Milliarde Franken gibt die Arbeitslosenversicherung für Beschäftigungsprogramme und Kurse aus. Die Wirkung tendiert gegen null – oder ist sogar negativ.



«Praktisch nichts zu tun»: Multimillionenfrankenurse mit begrenzter Wirkung.

Nur wenige Wochen nachdem sie sich auf dem Regionalen Arbeitsvermittlungszentrum (RAV) gemeldet hatte, stand Lena Blättler* wieder in einem Büro. Die junge Betriebsökonomin war nach dem Studium arbeitslos geworden. Doch schon kurze Zeit später trug sie dank dem RAV die Bezeichnung «Marketingleiterin». In der Glashandelsfirma Küfon wurde sie verantwortlich für den Produktkatalog, Messeauftritte und PR-Texte. Allerdings: Die Küfon war eine Scheinfirma – die «Kaufmännische Übungsfirma Ob- und Nidwalden» in Stans. Mit zehn anderen Stellenlosen musste Blättler so tun, als würde sie arbeiten.

«Manchmal bin ich fast wahnsinnig geworden, so sinnlos war das», sagt Blättler heute, rund zwei Jahre danach. «Zu tun hatte ich praktisch nichts. Wir konnten zwar Bewerbungen schreiben, aber man kann ja nicht jeden Tag zwanzig Briefe verschicken.» Oft sei sie stundenlang im Internet gesurft.

Fast 540 Millionen Franken hat die Arbeitslosenversicherung (ALV) für solche arbeitsmarktlichen Massnahmen 2009 ausgegeben. Weiterbildungskurse, Standortbestimmungen und Beschäftigungsprogramme sollen den Arbeitslosen helfen, rasch wieder eine Stelle zu finden. In der ALV-Revision Mitte der 1990er Jahre wurden diese Massnahmen zum Heilmittel gegen Arbeitslosigkeit erklärt.

Angesichts der Erhöhung der ALV-Abgaben und der Leistungskürzungen, denen man laut dem Bundesrat am 26. September zustimmen soll, um die Kasse zu sanieren, fragt man sich: Was nutzen diese Massnahmen? Ist das Geld sinnvoll investiert? Immerhin sind die Kosten mitverantwortlich für den Schuldenberg der ALV von sieben Milliarden Franken.

Staatliche Zwangsbeschäftigung

Lena Blättler sagt, die strenge Tagesstruktur in der Küfon habe ihr Halt gegeben. Doch gelernt habe sie in den vier Monaten praktisch nichts. Und rasch einen richtigen Job finden wollte sie ohnehin – möglichst schnell aus der Scheinarbeit herauszukommen, sei dann noch eine Zusatzmotivation gewesen. Das Programm wirkte auf Blättler also höchstens insofern abschreckend, weiterhin arbeitslos zu sein. Es war eine teure Drohkulisse: Zwei Vollzeitangestellte haben die zehn Küfon-«Arbeiter» betreut.

Die ökonomische Bilanz solcher Programme ist denn auch vernichtend. Bereits im Jahr 2000 hat Volkswirtschaftler Michael Gerfin von der Universität Bern nachgewiesen, dass sie sogar negativ wirken. Personen in diesen Programmen suchten weniger intensiv eine Stelle als jene, die nicht zu Massnahmen verdonnert wurden. Die Scheinlösung reduziert den Druck, eine echte Stelle zu finden. Und weil die wenig-

ten Teilnehmer etwas dazulernen, steigt die Chance auf einen Job nicht einmal langfristig

Keine staatliche Zwangsbeschäftigung auf Kosten der ohnehin strapazierten ALV-Kasse wäre besser, so das Fazit. Das gilt nicht nur für die Beschäftigungsprogramme, sondern auch für Standortbestimmungen, Sprachkurse oder Informatikweiterbildungen. Solche Massnahmen nutzen gemäss der Studie nur einem sehr kleinen Teil der Arbeitslosen. Für die meisten wäre es besser, sie könnten sich in Ruhe aufs Bewerben konzentrieren.

«Pure Zeit- und Geldverschwendung»

Doch wenn das RAV eine «Massnahme» anordnet, hat man keine Wahl. Neun Tage lang musste Stefan Weber* in einen Kurs zur «Standortbestimmung». «Was ich da erlebt habe, ist pure Zeit- und Geldverschwendung», sagt der ehemalige Geschäftsführer eines KMU. Wegen der Wirtschaftskrise hatte er seine GmbH aufgeben und die zwölf Angestellten entlassen müssen. Seinen «Standort» bestimmte er am ersten Tag der Arbeitslosigkeit selber: Er wollte wieder eine Stelle im Verkauf, hatte eine Bildungslücke im Umgang mit Excel. Aber anstatt Bewerbungsschreiben zu verfassen, musste er sich tagelang esoterisch angehauchte Theorien über negative Gedanken während des Briefschreibens, Geschichten von Schiffbrüchigen und Werbung für Yoga anhören. Als ihm das RAV später einen Computerkurs bewilligte, bestand dieser mehr als zur Hälfte aus Word-Anwendung. Weber musste auch den für ihn sinnlosen Kursteil lückenlos besuchen. Die Kosten von Webers Kursen dürften fünfstellig sein. Die Wirkung tendiert gegen null.

Nachweisbar positiv für die Arbeitssuche sind hingegen Zwischenverdienste. Das sind zeitlich befristete Stellen, bei denen Arbeitslose zwar weniger verdienen, als sie von der ALV erhalten würden. Die Kasse entschädigt aber bis zu achtzig Prozent der Einbusse. Die Stellensuchenden sind dank der echten Tätigkeit in der Privatwirtschaft rascher wieder im Arbeitsmarkt. Es ist der einzige Weg, der Stellensuchenden ökonomisch nachweisbar etwas bringt, belegte die Studie vor zehn Jahren.

Diese Resultate wurden 2006 in einer Evaluation durch mehrere Wissenschaftler im Auftrag des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) bestätigt.

Heute fällt die Bilanz der Massnahmen praktisch gleich aus. George Sheldon, Professor für Arbeitsmarktökonomie an der Universität Basel, attestiert den RAV zwar, sie seien professioneller geworden. Doch Beschäftigungsprogramme, Kurse, Weiterbildungen und Umschulungen brächten kaum etwas, sagt Sheldon. Denn: «Wenn das Bildungsfundament fehlt, ist damit nichts zu erreichen.»

* Namen geändert.

Die Frauen werden entscheiden

Die Befürworter liegen bei der Abstimmung über die Revision der Arbeitslosenversicherung knapp vorn. *Von Philipp Gut*

FDP und SP mit den deutlichsten Resultaten			
ALV-Revision: So stimmen die Wähler der verschiedenen Parteien ab			
	Ja	Nein	Weiss nicht
CVP	50%	37%	13%
FDP	68%	22%	10%
Grüne Partei	37%	44%	19%
SP	26%	61%	13%
SVP	54%	35%	11%

Quelle: Swiss Opinion

Viele Unentschlossene: offener Ausgang.

Zehn Tage vor der Abstimmung über die Revision des Arbeitslosenversicherungsgesetzes votiert eine Mehrheit der Stimmberechtigten für ein Ja. 45 Prozent stimmen der Revision zu, 39 Prozent sind dagegen. Mit 16 Prozent ist der Anteil der Unentschlossenen relativ hoch – was die Ausgangslage für den Abstimmungssonntag offenlässt. Zu diesem Ergebnis kommt eine repräsentative Umfrage, die das Meinungsforschungsinstitut Swiss Opinion (Telconet AG) im Auftrag der *Weltwoche* in der deutschen und der französischen Schweiz durchführte.

Befragt wurden 1986 Personen im Zeitraum zwischen dem 6. und 9. September. Zur Anwendung kam die Methode der Interactive Voice Response (IVR), bei der die Befragten am Telefon eine Stimme abhören und die Fragen mittels Tastatur beantworten. Die IVR-Technologie ermöglicht es, parallel eine grosse Anzahl von Interviews durchzuführen. Einer ihrer Vorteile liegt darin, dass sogenannte Befragereffekte ausgeschlossen werden können. Studien in den USA haben gezeigt, dass bei IVR-Umfragen tendenziell offener und ehrlicher geantwortet wird als bei herkömmlichen Telefoninterviews.

Die Umfrage zur ALV-Revision liefert interessante Detailergebnisse:

1 — Die Frauen sind skeptischer und unentschlossener als die Männer. Während die männlichen Stimmberechtigten der Revision relativ zustimmen (50 Prozent Ja, 40 Prozent Nein), fällt der Ja-Vorsprung bei den Frauen nur sehr knapp aus (40 Prozent Ja gegenüber 37 Prozent Nein). Noch mehr ins Gewicht fällt der grosse Anteil unentschlossener Frauen. Ganze 23 Prozent wissen noch nicht, wie sie abstimmen werden. Ob die ALV-Revision durchkommt, wird entscheidend vom Verhalten dieser Gruppe der weiblichen Unentschlossenen abhängen.

2 — Innerhalb des Ja- und des Nein-Lagers gibt es bemerkenswerte Unterschiede (siehe Grafik). Im bürgerlichen Ja-Block stimmen die Wähler der FDP der ALV-Revision mit Abstand am deutlichsten zu, am schwächsten ist die Zustimmung bei der CVP. Bei den linken Parteien, welche die Nein-Parole beschlossen haben, fällt auf, dass die SP-Wähler die Vorlage geschlossener ablehnen als die Wähler der Grünen.

3 — Einen starken Einfluss auf das Abstimmungsverhalten hat das Alter. Generell kann gesagt werden: Je älter jemand ist, desto eher ist er für die Revision. Offen ist das Resultat in der Altersgruppe der 18- bis 34-Jährigen: 38 Prozent Ja stehen hier 32 Prozent Nein gegenüber. Allerdings ist der Anteil der Stimmberechtigten, die noch nicht wissen, wie sie abstimmen wollen, bei den Jungen mit 30 Prozent aussergewöhnlich hoch. Am deutlichsten ist die Zustimmung bei den über 74-Jährigen (55 Prozent Ja, 33 Prozent Nein).

4 — Die Westschweizer beurteilen die Anpassungen im Arbeitslosengesetz deutlich kritischer als die Deutschschweizer. In der Romandie, wo es Reformen der Sozialwerke allgemein schwerer haben, votiert sogar eine knappe Mehrheit gegen die Revision (41 Prozent Ja, 45 Prozent Nein). In der Deutschschweiz sagen 46 Prozent ja, 37 Prozent nein. Zu beachten ist, dass der Anteil Unentschlossener in beiden Sprachregionen relativ hoch ausfällt; im Welschland liegt er bei 14, in der Deutschschweiz bei 17 Prozent.

Der Ausgang der Abstimmung ist nach wie vor offen.

Die Umfrageergebnisse sind seit dem 15. September auf www.swissopinion.ch aufgeschaltet.

Personenkontrolle

Tschäppät, Malama, Galladé, Sauter, Gerber

Um den Jungsozialisten (Juso) zu helfen, die etwelche Mühe bekunden, die nötigen Unterschriften für ihre «1:12-Initiative» beizubringen, änderte sogar der festfreudige Berner Stadtpräsident **Alexander Tschäppät** (SP) seine Freizeitgewohnheiten. Am Samstagnachmittag versuchte er auf dem Bärenplatz, Passanten zu Signaturen unter das Extrem-Begehren zu bewegen. Doch entweder ist das «Abzocker»-Thema langsam out, oder die Person des Sammelnden erwies sich nicht als Magnet. Auf jeden Fall erreichten Tschäppät und seine Crew die Juso-Vorgabe von 500 Unterschriften nicht. 468 waren es am Schluss, unbeglaublich. (*upe*)

Der FDP-Selbstbundesratskandidat aus Basel-Stadt, Nationalrat **Peter Malama**, ging nicht ganz vergessen, als die freisinnige Fraktion ihre offiziellen Kandidaten bestimmte. Malama erreichte in den Wahlgängen bis zu seinem Ausscheiden durchgehend genau eine Stimme, und zwar seine eigene. Was ihn nicht daran hinderte, nach seinem raschen Out zu einem längeren Votum anzusetzen und der Fraktion und der Partei für das Vertrauen in seine Person zu danken. (*upe*)

In einem Interview mit dem *Landboten* verriet der neue Sozialvorsteher von Winterthur, **Nicolas Galladé** (SP), seine erste Amtshandlung: «Ich habe das *Weltwoche*-Abonnement gekündigt. Die Sozialen Dienste sind gut aufgestellt und haben geeignete Instrumente, um Missbräuche effizient zu bekämpfen. Wir müssen nicht wie das Kaninchen vor der Schlange sitzen und auf die *Weltwoche* warten.» Auf unsere Nachfrage, ob sich die Kaninchen mit Galladés Antritt nun wieder wie im Streichelzoo fühlen dürfen, antwortet Departementssekretärin **Regine Sauter**: «Keineswegs. In erster Linie haben wir das Abo gekündigt, um Kosten zu sparen – ganz im Sinne der *Weltwoche*.» (*aku*)

Im Mai präsentierte **Jean-Daniel Gerber**, abtretender Chef des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco), die elektronische Identitätskarte SuisseID. Nächste Woche wird in Zürich an einer Konferenz für IT-Sicherheit ein Hacker live demonstrieren, wie die Online-Identität innert Minuten zu kapern ist. Die Veranstalter haben das Seco eingeladen, an der Konferenz aufzutreten und Stellung zu nehmen. Gerbers Amt, das 21 Millionen Steuerfranken in die angeblich sichere SuisseID investiert, lehnte ab. Man habe sich mit dem Hersteller und den anderen Anbietern der SuisseID nicht auf eine gemeinsame Erklärung einigen können. (*dg*)

Sie halten ihm den Thron warm

Von Hansrudolf Kamer — In der Ära Putin blühte die russische Wirtschaft auf. Doch die Rückständigkeit des Landes bleibt enorm. Was bringt die Zukunft?



Der Macho-Stil kommt an: Ministerpräsident Putin.

Verglichen mit der grauen Sowjetzeit ist Moskau eine Weltmetropole, das funkelnde Licht im Dunkel des rückständigen Riesenlandes. Für die Ära Putin ist die Hauptstadt das Schaufenster. Der starke Mann Russlands hat nach turbulenten Jahren einen wirtschaftlichen Aufschwung in Szene gesetzt und ein gutes Mass an Stabilität verwirklicht. Seine Popularität ist ungebrochen. Doch das «System Putin» steht auf tönernen Füßen. Die wilden Wald- und Torfbrände diesen Sommer offenbarten die Hilflosigkeit und Gleichgültigkeit einer autoritären Ordnung, die Schwächen zeigt, sobald sie unter Druck gerät. Der Aufschwung war nur den hohen Energiepreisen auf dem Weltmarkt zu verdanken. Auslandsinvestitionen beschränken sich auch heute fast ausschliesslich auf diesen Bereich. Eine Diversifizierung blieb aus, politisch lief alles in Richtung Zentralisierung und Repression.

Hinter der glitzernden Moskauer Fassade entwickelt sich Russland rückwärts. Die guten Zeiten wurden nicht genutzt, um das Land zu modernisieren und auf ein solides Fundament zu stellen. Bruchstellen sind sichtbar. Will man Putin glauben, so ist das Problem zwar erkannt. Vor ausländischen Gästen in Sotschi am Schwarzen Meer, wo 2014 die Olympischen Winterspiele stattfinden sollen, gab er sich letzte Woche weltmännisch und massvoll

selbstkritisch. Das Risiko bestehe in der Tat, meinte er, dass in Autokratien zu viel Macht auf einen Einzelnen konzentriert werde. Auf längere Sicht müsse Russland politische Institutionen entwickeln, um die Entscheidungsprozesse breiter abzustützen. Auf wie lange Sicht? Man darf vermuten: wohl sehr lange!

Sogar George Washington trat zurück

Vor zwei Jahren verzichtete Putin auf eine Wiederwahl als Präsident, weil die Verfassung nur zwei vierjährige Amtszeiten in Folge zulies. In Sotschi erwies er sich als Kenner der amerikanischen Geschichte. Franklin Roosevelt sei vier Mal zum Präsidenten Amerikas gewählt worden, weil dies damals unter der Verfassung möglich gewesen sei. Der Hinweis war klar: Putin will 2012 wieder antreten. Wer sonst?

Um es genau zu nehmen: Roosevelt war in der Tat viermal gewählt worden, doch das nur unter besonderen Umständen: die Grosse Depression, der Zweite Weltkrieg. George Washington, der erste Präsident, gab das Amt nach zwei Perioden ab, und daraus entwickelte sich eine ungeschriebene Verfassungswirklichkeit. Die Verfassungsväter sahen in der freiwilligen Amtszeitbeschränkung eine Barriere gegen monarchische und diktatorische Tendenzen. Nach dem Krieg sah man es gerade wegen Roosevelt für notwendig an, ein Verbot zu

erlassen: Der 22. Verfassungszusatz wurde verabschiedet. Seither ist die Lage klar, und Amerika ist mit dieser Regel gut gefahren.

Nicht so Russland. Die russische Verfassung von 1993 erlaubt zwar nur zwei Amtszeiten in Folge. Nach einer Pause kann aber der Unersetzliche eine dritte und vierte in Angriff nehmen. Es verhält sich fast so wie einst im Staate Alabama, als der Gouverneur George Wallace ein Amtszeitverbot umging, indem er seine Ehefrau wählen liess und im Hintergrund die Strippen zog. Im «System Putin» heisst die Ehefrau Dmitri Medwedew. Der Statthalter hält für seinen Mentor den Thron warm.

Russlands Wirtschaft hat sich in Putins zweiter Amtszeit in eine staatskapitalistische Monopolwirtschaft verwandelt. Wie der schwedische Ökonom und Russland-Spezialist Anders Åslund immer wieder betont, sind die grossen russischen Staatskonglomerate nicht nur ein gigantisches Klumpenrisiko, sie sind auch ineffizient, finanziell vorsintflutlich organisiert, schlecht geführt und Abgründe der Korruption. Solange die Energiepreise in den Himmel reichten, spielte dies kaum eine Rolle. Nun jedoch wächst die Unzufriedenheit.

Repression und Anprangern der selbstverursachten Missstände sind die Reaktionen darauf. Auch Medwedew wirkt als Blitzableiter. Vor zwei Jahren versprach er politische Reformen und gesellschaftliche Modernisierung. Vor einem Jahr kritisierte er Russland in einer bemerkenswerten Philippika als rückständig und korrupt. Jetzt hat er die Tonart gewechselt. Vergangene Woche erklärte er, für Russland wäre eine parlamentarische Demokratie eine Katastrophe. Es brauche nur graduelle, keine radikalen Veränderungen. Auch die Freiheit habe ihre Grenzen. Dass Freiheit grenzenlos sein könnte, darauf ist in Russland noch niemand gekommen. Putin fühlt sich stark und stärker. Sein Macho-Stil und seine autoritär-nationalistische Politik kommen gut an. Demokratie dagegen evoziert immer noch die Erinnerung an chaotische Zustände der Jelzin-Ära.

Für eine Konsolidierung würde Russland indes mehr Freiheit brauchen. Unter dem alten KGB-Fuchs Putin wird das nicht geschehen. Beim jüngsten Besuch des italienischen Ministerpräsidenten Berlusconi scherzte er, vielleicht sei es möglich, dass sie beide auch noch im Alter von 120 Jahren regierten. So schlimm wird es Russland und Italien nicht ergehen. Aber bis ins Jahr 2024 könnte das Vielvölkerreich im Osten seinen starken Mann erdulden müssen. Wahrscheinlich keine beneidenswerten Aussichten.



Hansrudolf Kamer

Dr. phil., Experte für internationale Sicherheitspolitik. Ehemals Korrespondent in Stockholm, Jerusalem, Moskau und Washington sowie Auslandchef und stellvertretender Chefredaktor der NZZ.

Grosse Sprünge, leerer Beutel

Von Markus Gisler — Seit Jahren sucht Arbonia-Chef Edgar Oehler einen Nachfolger. Nun machen die Banken Druck. Geeignet wäre ein Investor, der die Firma auch führen kann.



«Management by Känguru»: VR-Präsident Oehler.

Nach dem Stakkato der Zukäufe war das Debakel absehbar. 2003 konnte der Ostschweizer Edgar Oehler von den Erben des legendären Jakob Züllig die Arbonia Forster übernehmen, ein Heizungs- und Stahlbauunternehmen mit damals knapp 700 Millionen Umsatz. Kaum am Drücker, gab der einstige Chefredaktor der *Ostschweiz* Vollgas und leistete sich quasi eine neue Firma nach der andern: Piatti Küchen, Ego Kiefer, Miele Küchen, einen Türenhersteller, eine britische Firma für Duschkabinen. Rund eine halbe Milliarde Franken investierte der promovierte Staatswissenschaftler seit 2004 in Firmenkäufe und Expansionsstrategien und gönnte sich obendrein einen 45 Millionen teuren Firmensitz, den der Chef je nach Stimmungslage in unterschiedlichen Farben beleuchten kann, mal orange, mal rot, selten mehr grün, weil der Konzern schon länger nicht mehr im grünen Bereich operiert.

Der Expansionsdrang ins Ausland mit tendenziell eher Lowtech-Produkten lieferte nicht die erhofften Resultate, und als sich Rezession breit machte, brachen Verkäufe und Gewinne ein. Die Akquisitionsmanie erwies sich plötzlich als «Management by Känguru»: grosse Sprünge mit leerem Beutel. Zu teuer bezahlten Goodwill musste Oehler abschreiben, und weil der am Markt etablierte Produktname Miele

Küchen laut Vertrag nicht mehr verwendet werden durfte, musste mit Warendorf ein neuer kreiert werden. Das alles kostete Millionen.

Aus dem ehemaligen Heizungstechnikunternehmen wurde ein buntes Konglomerat aus fünf Divisions, die so viel miteinander zu tun haben wie eine Stechmücke mit einem Hirschkäfer. Was breitspurig als integrierter Bauausrüster verkauft wird, bedient in Tat und Wahrheit Einzelmärkte: Küchen, Heizungen, Fenster und Türen braucht man zwar beim Hausbau, bloss ergeben sich dabei kaum Synergien. Die Oberflächentechnik schreibt tiefrote Zahlen, 2009 reichte es nicht einmal mehr für eine Dividende. Mittlerweile hat sich die Lage etwas gebessert, doch die Ebit-Marge verharrt bei völlig ungenügenden 2,4 Prozent. Im Vergleich dazu bringt es die Aargauer Zehnder-Gruppe – ebenfalls im Heizungsbusiness tätig – auf eine viermal höhere Ebit-Marge. Kein Wunder, dümpelt die Arbonia-Forster-Aktie mit 22 Franken nahe dem Allzeittief und ist meilenweit vom Höchstkurs entfernt, der noch vor drei Jahren bezahlt worden war.

Im Fall von Edgar Oehler wird offensichtlich, dass einer, der führt wie ein Feldherr und lieber 18 Stunden am Tag arbeitet, statt die Verantwortung zu delegieren, im Sturm die Übersicht verliert. Als das Eigenkapital auf magere 15 Prozent geschmolzen war, griffen die Ban-

ken Anfang 2009 zur Reissleine. Sie forderten nicht nur neues Kapital, sondern auch die Entmachtung des Konzernchefs. Einheitsaktien wurden geschaffen und das Kapital erhöht, wodurch Oehlers Kapitalanteil von der Stimmenmehrheit auf eine 18-Prozent-Beteiligung schrumpfte. Vor allem aber verkürzten ihn die Banker zum Rückzug auf das VR-Präsidium. Ein operativer CEO sollte die Firma so führen, wie das heute State of the Art ist. Oehler versprach, diesen bereits diesen Frühling zu präsentieren, doch keiner, der in Frage gekommen wäre, war dem Patron recht. Gesucht wird noch immer. Das ist durchaus nachvollziehbar. Die Strukturen innerhalb der Firma sind so, dass ein CEO unter dem aktiven Präsidenten Edgar Oehler mit einer Wochenpräsenz nördlich von 100 Stunden schlicht nichts zu tun hätte. Schliesslich werden auch die fünf Divisions von je einem Verantwortlichen geführt – wobei gerade wieder einmal zwei dieser Posten vakant sind. Konkret heisst das: Ein gestandener CEO, der all die umwerfenden Eigenschaften eines Supermanagers mitbringen würde, lässt geflissentlich die Finger von diesem Job. Jene aber, die sich davon nur einen Karriereschritt erhoffen, sind dem Patron nicht gut genug.

Die Show im Thurgau

Mangels Einsicht ist auch keine Besserung in Sicht, und so lange bleiben die Aktien am Boden. Der Finanzinvestor Adriano Agosti hat eben entnervt sein kleines Paket mit dem Hinweis wieder verkauft, das Risiko mit Oehler sei ihm zu gross. Der hatte Agosti einen Sitz im VR nur unter der Bedingung angeboten, dass Agosti einem Aktionärsbindungsvertrag zustimme. Nun wird es eng für Oehler.

Die Banken machen Druck. Da stellt sich die Frage, wie der ehemalige CVP-Politiker diesmal den Kopf aus der Schlinge ziehen kann. Eine familieninterne Lösung ist nicht in Sicht, seine vier adoptierten Töchter aus Sri Lanka sind zu jung und kommen für die unmittelbare Nachfolge nicht in Frage. Will er nicht riskieren, dass sein Lebenswerk in Einzelteile zerlegt und verkauft wird – wozu Analysten raten –, braucht Oehler einen Industrie-Investor, einen bedeutenden Aktionär, der auch führen kann und ihm auf Augenhöhe begegnet. Dieser darf dem Patron auch nicht vor der Sonne stehen. Einer also, der ihm noch ein paar Jahre die Show im Thurgau lässt. Investoren mit diesem Profil sind dünn gesät. Greifen diese aber zu, funktioniert es meistens. Bewiesen hat das etwa Peter Spuhler, der bei Rieter stattlich verdiente.



Markus Gisler

ist Betriebsökonom, ehemaliger Chefredaktor von *Cash* und heute Partner einer Medienagentur.

Zertifizierte Gifte

Von Silvio Borner — Mit immer neuen Vorschriften sollen vor allem in der Umwelt-, Klima- und Energiepolitik Ziele erreicht werden. Gefährdet sind die Freiheitsrechte – und die Gesundheit.



Unbekannte Nebenwirkungen: energiesparendes Minergie-Haus.

Mit dem Auftauchen neuer Politikfelder, vor allem der Umwelt-, Klima- und Energiepolitik, sind Modeerscheinungen zu beobachten, die sehr fortschrittlich und griffig daher kommen, die aber bei näherer Betrachtung den Menschen alles andere als verbesserte Lebensbedingungen garantieren. Zwei Trends fallen besonders auf: Zum einen sind es die willkürliche Festschreibung von quantitativen Werten für politische Ziele oder Grenzwerte für Risiken. Zum anderen sind es ursprünglich private Normen und Standards, die mit der Zeit in zahlreiche Gesetze verbindlich aufgenommen werden, ohne dass diese zuerst einer wissenschaftlichen Prüfung unterzogen worden sind.

Angefangen hat es mit der Alpeninitiative, die einfach die Anzahl Alpenquerungen zahlenmässig begrenzen will, aber kläglich an den Realitäten scheitert. In Mode gekommen sind inzwischen auch absolute Beschränkungen der Parkplätze oder Anzahl Autofahrten im Stadtgebiet, sogenannte «Umverkehr»-Initiativen. Auch diese sind wirkungslos bis kontraproduktiv. Für Furore haben auch die 2000-Watt-Gesellschaft oder die «Fussabdruck»-Rechnung gesorgt, die uns sagt, ab welchem Tag im Jahr wir unsere Umwelttration verzehren haben und zur Ausplünderung des blauen Planeten beitragen.

Da all diese Ziele offensichtlich weder durch freiwillige Verhaltensänderung noch durch finanzielle Anreize erreicht werden können, enden diese quantitativen Zielformulierungen in massiven Freiheitsbeschränkungen und Wohlstandseinbussen durch Verbote und Gebote.

Irreführende Labels

Diese Politik lässt sich beliebig in neue Bereiche exportieren. Wie wäre es beispielsweise mit einer 2000-Kalorien-Gesellschaft oder mit einer Obergrenze für den BMI? Genauso wie unsere Skispringer einen gewissen BMI nicht unterschreiten dürfen, müssten dann auch Lehrer, Ärzte und andere Personen mit Vorbildcharakter einen bestimmten BMI einhalten. Oder: Um den ökologischen Fussabdruck zu verkleinern, könnten wir die Quadratmeter Wohnfläche pro Person nach oben begrenzen oder nur noch eine minimale Menge Treibstoff pro Jahr zuteilen.

Das Uvek wollte die Zahl der Verkehrstoten auf null reduzieren; ein Ziel, das die Mobilität auf Fussgänger-Schritttempo nahelegt. Besonders en vogue sind die Reduktionsziele beim CO₂-Ausstoss, die jedoch völlig wirkungslos bleiben, wenn andere die fossilen Energieträger verbrennen, die wir zu hohen Kosten einsparen.

Von unten gewachsene Normen und Standards – sogenannte «Labels» – erscheinen demgegenüber in einem besseren Licht. Sie signalisieren dem Konsumenten, welche Produkte umwelt- und klimafreundlich sind. Sie sind gewissermassen marktgerecht, zumindest solange sie nicht formell oder de facto zum Gesetz werden. Nur sind sie häufig irreführend. Biologisch oder natürlich produzierte Lebensmittel sind nicht a priori gesünder, weil sie nach der «organischen» Behandlung nicht resistenzfrei sind. Natürliche Gifte wie Quecksilber sind für den Menschen sehr riskant.

Ein ganz besonders problematisches Kapitel sind die Zertifizierungen von energiesparenden Minergie-Standards beim Bauen und Renovieren. Zwischen Energiesparen und Gesundheitsrisiken besteht nämlich ein Konflikt: Die Luftverschmutzung im Inneren der energetisch sanierten Räume kann nämlich unter Umständen drastisch zunehmen. Und der moderne Mensch verbringt die meiste Zeit in geschlossenen Räumen. Bei jeder akuten Luftverpestung durch einen Chemieunfall werden wir angewiesen, die Fenster geschlossen zu halten, um die schlechte Luft von draussen fernzuhalten. Was aber, wenn im Normalfall die Luft im Inneren weit schlechter ist als die draussen?

Ein amerikanischer Kollege hat hierzu interessante Überlegungen und Berechnungen angestellt. Neue Baumaterialien enthalten Chemikalien, deren Wirkung auf die menschliche Gesundheit unbekannt ist. Heizungs- und Kühlsysteme wälzen primär die Luft im Inneren um, statt den Austausch mit Frischluft zu erlauben. Dies kann zur Konzentration von Schwebstoffen und chemischen Partikeln aller Art führen. Energieeffiziente Dächer, Fenster, Türen reduzieren den Luftaustausch zwischen innen und aussen auf etwa einen Zehntel. Viele Brandschutz- oder Isolationsmaterialien setzen Formaldehyd frei. Zusammen mit Feinstaub kann das vor allem für Kinder sehr gefährlich werden. Auch die mittlerweile wieder sehr populären Cheminées oder Holzöfen in Häusern und Wohnungen sind eigentliche Russ- und Feinstaub-Schleudern. Wenn dann die fehlende Lüftung bei nicht mehr zu öffnenden Fenstern noch mit chemischen Duftstoffen ersetzt wird, steigt die Belastung der Lungen zusätzlich.

Energiesparen mag ja ein erstrebenswertes Ziel sein, aber bitte nicht auf Kosten der Gesundheit. Genau das ist leider im Moment nicht auszuschliessen.



Silvio Borner

ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.

Zur Lektüre empfohlen:
John Wargo: «Green Intelligence».
Yale University Press

La Romandie existe!

Von Walter De Gregorio — Sieben Jahre nach dem Konkurs spielt Lausanne-Sport in der Europa League. Diese Woche gegen ZSKA Moskau. Lebenszeichen aus der Westschweiz.



«Selbstvertrauen, Mut, Einsatzwillen»: das Challenge-League-Team aus Lausanne.

Auf dem Papier ist die Sache klar. Hier der FC Lausanne-Sport, geschätzter Marktwert der Spieler insgesamt: 7,1 Millionen Franken. Dort der ZSKA Moskau, Marktwert des Kaders: 150 Millionen Franken. Allein der Torhüter der Russen, der 24-jährige Igor Akinfejew, ist drei Mal so viel wert wie das gesamte Kader der Westschweizer. Keine Frage: Der ehemalige Armeeklub der Sowjets wird den ehemaligen «Königen der Nacht» das Licht ausknipsen. Es wird kein Spiel geben, sondern ein Massaker. Auf dem Papier. Aber unten auf dem Rasen?

Die Teilnahme an der Europa League (ehemals Uefa-Cup) ist eine Sensation für die Lausanner. Zuerst wurde in den Qualifikationsspielen der FK Borac Banja Luka aus dem Rennen geworfen, dann der dänische Verein Randers FC, schliesslich der russische Traditionsverein Lokomotive Moskau. Dass die Moskauer Lokomotive entgleiste, ist angesichts der Stosskraft der Lausanner ein Wunder. Eines jener Märchen, die man sich Jahre später noch erzählt. Auf dem Papier war die Sache auch damals klar. Fast 90 Millionen Franken standen einem Trinkgeld gegenüber. Doch die Lausanner schafften das Unmögliche.

«Wir hatten viel Glück», sagt Lausanne-Trainer Martin Rueda am Telefon. Er redet, als wolle er sich für diese Unverschämtheit entschuldigen. «So ist halt eben Fussball.» Die

Russen hätten seine Mannschaft unterschätzt, das sei ein Vorteil gewesen. Einmal mehr sei bewiesen, dass «70, 80 Prozent des Erfolgs im mentalen Bereich» erzielt würden. Rueda hofft, dass derselbe Fehler auch ZSKA Moskau, seinem ersten Gruppengegner in der Europa League, unterlaufen werde: «Wir werden uns nicht ins Schneckenhäuschen verkriechen, sondern frech angreifen.» Immer wieder fallen im Gespräch mit Rueda die Worte «Selbstvertrauen», «Mut», «Einsatzwillen». Genau das, was man bei der Schweizer Nationalmannschaft von Ottmar Hitzfeld vermisst.

Nichts zu verlieren

Er möchte nicht auf diese Polemik einsteigen, sagt Rueda. Als ehemaliger Nationalspieler – 1994 nahm er an der WM in den USA teil – weiss er, wie gross die Erwartungen sind, wenn die Schweiz spielt. «Mit Lausanne haben wir nichts zu verlieren.» Ausser vielleicht die Meisterschaft. Am letzten Samstag gab es die erste Niederlage dieser Saison, ausgerechnet gegen seinen ehemaligen Verein FC Wohlen. «Wir waren nicht konzentriert genug.» Weil die Spieler mit dem Kopf bereits bei der Europa League waren? Wenn es so wäre, sagt Rueda, dann gälte das auch für den ZSKA Moskau. Auch die Russen hätten ihr letztes Spiel verloren – und zwar gegen Lokomotive Moskau.

2003 musste Lausanne-Sports Konkurs anmelden. Sieben Mal hatten die Romands zuvor die Meisterschaft gewonnen, neun Mal den Cup. Spieler-Ikonen wie Max Abegglen, Charles Antenen, Erich Burgener und Stéphane Chappuisat hatten das Trikot der Westschweizer getragen. Legendär bleibt das Spiel im Cup-sieger-Wettbewerb gegen West Ham, 1965. Die Westschweizer verloren in London zwar 3:4, aber sie spielten berauschenden Fussball, bei Flutlicht immer eine Spur besser, was sie zu den «Königen der Nacht» machte. Lausanne war eine Institution, so wie Servette Genf auch, das zwei Jahre später ebenfalls die Segel streichen musste. Pleite hier, Pleite dort, der Fussball in der Romandie war gekentert. Ohne «S» schaffte der neu gegründete Verein FC Lausanne-Sport in zwei Jahren den Aufstieg von der zweiten Liga interregional in die Challenge League. Zurzeit belegen die Lausanner gemeinsam mit Lugano Platz eins.

Schon beim FC Wohlen hatte der 47-jährige Rueda bewiesen, dass er Spieler, die in anderen Klubs durchgefallen waren, wieder beleben konnte (Weltwoche Nr. 41/07). Das Recycling funktioniert auch bei Lausanne, wie die Verpflichtung von Fabio Celestini zeigt. Vor zehn Jahren hatte Celestini Lausanne verlassen und seither im Ausland gespielt, unter anderem bei Olympique Marseille, zuletzt bei Getafe CF (dem spanischen Gruppengegner von YB in der Europa League). Celestini, 30facher Nationalspieler, EM-Teilnehmer 2004, hat mit 34 Jahren wieder an alte Zeiten angeknüpft. Ein Schlüsselspieler für Rueda, der aus seinen Erfahrungen gelernt hat als Trainer. «Ich wollte sofort nach oben, obwohl es zu früh war für mich.» Mit dem FC Aarau scheiterte er, bei den Grasshoppers, für die er einst gespielt hatte, bekam er als Juniorentrainer eine zweite Chance.

Diesen Sommer unterschrieb Rueda einen Vertrag bis 2012 bei Lausanne. «Ich habe gelernt, keine Kompromisse einzugehen als Trainer und mein Ding durchzuziehen», sagt er. Bisher mit Erfolg. Im Restaurant, auf der Strasse, im Einkaufsladen in Lausanne werde er von Personen angehalten, die ihm gratulierten. Nicht nur wegen der Resultate. «Sie sind stolz, dass die Westschweiz wieder lebt.» *La Romandie existe!* Und alles wegen der Russen? «Nein, nein, ich bin gebürtiger Spanier, also gebürtiger Weltmeister», sagt Rueda. Er lacht zwar, als er es sagt, aber seine Spieler nehmen ihn ernst. Sie strotzen vor Selbstvertrauen, sind hungrig. Als spielten sie um die WM, mit viel Herzblut. Wie war das noch mit Hitzfeld?



Walter De Gregorio

Historiker, ehemaliger Sportchef und stellvertretender Chefredaktor der Blick-Gruppe, langjähriger Italien-Korrespondent.

Mörgeli

Projekt der Projektarbeiterin

Von Christoph Mörgeli

Ihre Söhne finden die Bundesratskandidatur ein «cooles Projekt». Dies lässt uns SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr via *Landbote* ausrichten. Ein weniger cooles Projekt realisierte ihr Ehemann Maurice Pedergnana. Versteuerte das Paar 2007 noch 1,23 Millionen Franken, war es 2008 eine halbe Million weniger. Die Kandidatin meinte zum dramatischen Einbruch des Familienvermögens, ihr Gatte habe «dieses Geld nach meinem Wissensstand in ein Projekt investiert». Genaueres über dieses «Projekt» übersteigt den Wissensstand der «Projektarbeiterin» (Selbstdeklaration).

Diese faule Ausrede hätte die Ex-Lehrerin Fehr bei keinem Schüler durchgelassen. Es gehört zu den emanzipatorischen Errungenschaften, dass beide Ehepartner die Steuererklärung unterschreiben. Jetzt als naives Dummchen rauszuschleichen, passt weder zu ihrem persönlichen Profil, noch wäre es eine Visitenkarte für das künftige Bundesratsamt. Man fragt sich besorgt, welche Fehlinvestitionen Frau Fehr als Chefin des kostenintensivsten Departements unterschreiben würde («Das Uvek zu behalten, wäre wichtig»).

Auf Radio 1 korrigierte sich die Bundesratskandidatin auf die Frage, wie eine halbe Million in einem schwarzen Loch verschwinden könne: «Ich weiss genau, was passiert ist, aber es ist nicht jedes Detail für die Öffentlichkeit. Die 500 000 sind in ein Projekt investiert, wobei der Steuerwert 25 000 Franken ist.» Persönliche Steueroptimierung à la Sozialdemokratie? Noch eigenartiger wird's, wenn Jacqueline Fehr gleichzeitig ausposaunt: «Mir sind Steuerschlupflöcher ein Dorn im Auge» (*Tages-Anzeiger*).

Niemand zwang Frau Fehr, ihre finanziellen Verhältnisse auszubreiten. Ihr Motiv war es, damit ihren Konkurrentinnen zu schaden («Stellen Sie die Frage nach dem Einkommen auch den anderen?»). Inzwischen ist ihr Ruinprojekt längst von öffentlichem Interesse. Warum sagt sie nicht einfach, worum es geht? Gibt es beim «Projekt» Interessenkonflikte, in die Jacqueline Fehr einwilligte? Wenn ihr Mann – Bankrat der Zürcher Kantonalbank – mit hochriskanten persönlichen «Investitionen» eine halbe Million verzockt, interessiert dies das Publikum. Fehr ist als Bundesrätin unwählbar, wenn sie das «Projekt» nicht offenlegt. Getreu ihrem Motto in der *Aargauer Zeitung*: «Man muss künftig genau hinschauen.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Exit sei Dank

Von Peter Bodenmann — Das Ehepaar Brauchitsch fand einen würdigen Tod dank der liberalen Schweiz.



Sündenbock: Manager von Brauchitsch mit Ehefrau Helga.

Der Zwei-Meter-Mann Eberhard von Brauchitsch diente zeitlebens fremden Herren, vorab den Familien Flick und Springer. Im Auftrag und im Interesse des Flick-Konzerns finanzierte der Manager den rechten Parteiensumpf in Deutschland. So wie es Grossbanken und Basler Chemie in der Schweiz auch tun.

Alle involvierten Politiker kamen nach Prozessen und Untersuchungsausschüssen in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts wieder auf die Beine. Nicht so Eberhard von Brauchitsch, der einstige Amateurboxer wurde für den Rest seines Lebens als Sündenbock gesellschaftlich ausgegrenzt. Daran konnten auch seine Memoiren nichts ändern.

In den letzten Jahren ging es mit Brauchitsch und seiner Frau gesundheitlich bergab. Sie litt unter Parkinson. Er bekam kaum noch Luft zum Atmen. Beide waren mit dem Rollator unterwegs. Nach 58 Jahren Ehe entschieden sich die Brauchitsch, dass jetzt Schluss sein müsse mit dem Alter als fortschreitendem Massaker. Sie suchten und fanden den würdigen Aus- und Abgang dank Exit in der Schweiz.

Die Schweiz ist in Sachen Sterbehilfe – verglichen mit Deutschland – ein liberales Musterland. Neuere Untersuchungen zeigen: Die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer möchten das Recht des selbstbestimmten Todes nicht wieder abschwächen. Im Gegenteil, sie wünschen sich sogar mehr medizi-

nische Begleitung auf ihrer letzten Reise. Lange war die Schweiz in Sachen kontrollierte Abgabe weicher und harter Drogen weltweit führend. Dies dank den Freisinnigen und den Sozialdemokraten. In letzter Zeit bewegt sich in dieser Frage wenig bis nichts, obwohl die Experten des Bundes zu Recht die kontrollierte Abgabe aller einschlägigen Drogen fordern. Zwecks Senkung der Kriminalität und Erhöhung der Lebensqualität der Süchtigen.

In Kalifornien haben 433 000 Stimmberechtigte mit einem Volksbegehren die kontrollierte und straffreie Abgabe von Cannabis verlangt. Die darauf erhobenen Steuern sollen helfen, die Staatsfinanzen zu sanieren.

Wird eine Mehrheit der Kalifornier im November dieses Jahres für die kontrollierte Abgabe von Cannabis stimmen? Laut mehrerer Umfragen stehen die Chancen der Freunde einer offeneren Gesellschaft nicht so schlecht.

Der Abschied der Brauchitschs erinnert uns daran: Der zivilisierte Umgang mit Drogen- sucht und Todessehnsucht ist Bestandteil einer aufgeklärten Gesellschaft. Und ob wir es wahrhaben wollen oder nicht: Die alten Herren von Exit und Dignitas tragen nachweislich viel zum Ansehen der Schweiz in Europa bei. Allen voran der etwas zu umtriebige Ludwig A. Minelli. Man sollte ihnen danken, statt sie zu molestieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Kräutergarten und schwarze Socken

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn es nach den Kriterien der neuen Mediengesellschaft geht, wird Jacqueline Fehr Bundesrätin.

Wir schreiben das Jahr 2010, und Jean-François Rime will in den Bundesrat. Hübsch daran ist, dass Jean-François Rime noch nicht ganz realisiert hat, dass wir das Jahr 2010 schreiben.

Rime gehört zu den ganz wenigen Parlamentariern, die keine eigene Website haben. Er verweigert sich dem Internet. Er hat bis heute die Domain www.jeanfrancoisrime.ch nicht einmal reserviert. Man kann sie noch kaufen. Auch www.jean-francois-rime.ch gibt es noch. Wir sehen also mit Vergnügen, was für einen modernen Politiker die SVP in die Regierung entsenden will.

Im Jahre 2010 darf man Bundesratskandidaten getrost daran messen, wie sie sich im Netz präsentieren. Das Netz ist ihr Draht zum Volk. Das Interessante am aktuellen Wahlkampf ist ja gerade, dass sich die Kandidaten aufführen, als ob sie sich einer Volkswahl stellen müssten. Wie nie zuvor drängen sie im Tagesrhythmus in die Medien. Ihre Interviewdichte hat neue Höchstwerte erreicht. Aber nicht das Volk wählt sie, sondern 246 Elektoren.

Doch nur das Netz erlaubt die direkte Selbstdarstellung, die nicht von Zeitungen, Radio und TV gefiltert ist. Das haben von A wie www.eviallemann.ch bis zu Z wie www.bruno-zuppiger.ch inzwischen alle begriffen. Machen wir also den Test.

Lieber Kurt W. Zimmermann

Sie sind in den Medien – wir in aller Munde.



Zuckerli Haus
BASLER ORIGINAL

GENIESSE DEN MOMENT.
GENIESSE DAS ORIGINAL.

www.jfehr.ch. Am 6. November ist Jacqueline Fehr am Jubiläumsfest der Pro Velo Schweiz, wie wir aus ihrer Terminliste entnehmen. Vielleicht ist sie dann bereits Bundesrätin. Ihre Website jedenfalls ist beeindruckend professionell. Grafisch zurückhaltend gestaltet, die Themen von Bildung bis Gesundheit thesenartig aufbereitet, ein aktualisiertes Medien-echo mit Audios und Videos, eine Fotogalerie. Und ihr neustes Buch «Schule mit Zukunft» kann man online direkt bestellen.

www.sommaruga.ch. Sie steht im Kräutergarten, eine tönernerne Tasse in der Hand, und lächelt versonnen. Das Beste an Simonetta Sommarugas Website sind die Fotos, die ans Herz gehen. Ansonsten ist das Ganze eher dürr und in einen kalten Blauton gegossen. Themen, Biografie, politische Vorstösse und Medien kommen im Stile eines Bundesordners daher. Die Agenda ist seltsamerweise leer. Originell hingegen ist das Unterstützungskomitee, in dem Prominente wie Benedikt Weibel für sie weibeln.

www.karin-keller-sutter.ch. Ihr nettes Lächeln strahlt von der Homepage, aber das ist es auch schon. Der Internetauftritt von Karin Keller-Sutter ist so inspirierend wie die Sahelzone. Ein karges Dutzend Seiten informiert im Grauton über die Kandidatin, man erfährt wenig über Person und Programm. «Mehr Sicherheit – weniger Gewalt», mehr Inhalt ist da nicht. Privates gibt es kaum, nur ein *Foti* mit herzlichem Hund. Aber vielleicht ist es Absicht – wir sehen eine Amtsperson, nur dem Amte verpflichtet.

www.jnschneider.ch. Der letzte Eintrag auf der Medienseite stammt vom 12. Juli, obwohl Johann Schneider-Ammann seitdem Interviews im Dutzend gegeben hat. Seine Website ist auch sonst schlampig gemacht, ohne politische Programmatik und von Klischees durchsetzt («Wer baut, baut mit und für den Menschen»). Über die Grafik reden wir lieber nicht, das kann selbst das Blindenheim besser. Immerhin, wir sehen ihn beim flotten Joggen und in schwarzen Socken beim Velofahren im Wald.

Freund Rime macht nicht mit. Weil wir ihm dennoch eine Chance geben wollen, haben wir die Homepages seiner zwei Firmen besucht, www.sagerime.ch und www.despond.ch. Sehr schön, sehr schön. Sagen wir mal so: Im Wettbewerb um die hässlichste Website der Schweiz hätten beide Auftritte respektable Finalchancen. Vor allem die Abbildungen seiner Spiralwellrohre sind grossartig – ein Besuch lohnt sich.

500 000 Franken pro Bundesrat und Jahr

Von Urs Paul Engeler

Je nach sozialer Herkunft ist der angestrebte Bundesratsjob ein pekuniärer Auf- oder Abstieg. In der Tat erscheint der jährliche Grundlohn für einen Magistraten eher bescheiden; er beträgt (Stand 2009) 440 000 Franken, wird vierteljährlich überwiesen und muss versteuert werden. Dazu kommt eine steuerfreie Repräsentationszulage von 30 000 Franken pro Jahr.

Etwas lukrativer wird das Amt durch viele schöne Extras. So haben alle Mitglieder des Bundesrates nicht nur Anspruch auf eine edle Dienstkarosse (meist Mercedes samt Chauffeur), sondern auch auf einen privaten Wagen nach freier Wahl, den auch die Familie benutzen kann. Dieses Auto darf alle drei, vier Jahre (oder nach 100 000 gefahrenen Kilometern) neu angefordert werden, entspricht also einem Geldwert von rund 20 000 Franken jährlich.

Ein SBB-Abonnement 1. Klasse (4850 Franken) garantiert den Gratistransport per Bahn und Bus. Auch können Bundesräte kostenlos telefonieren (sei es zu Hause im Festnetz oder per Handy) und alle anderen Informationssysteme wie das Internet benutzen. Nur die Billag-Gebühren müssen sie selbst bezahlen.

Unter dem Strich bezieht ein Bundesrat pro Jahr Geldleistungen von gut 500 000 Franken, Umbauten und Neumöblierungen der Büros ausgenommen. Wesentlich stärker ins Gewicht fallen indes die indirekten Ausgaben, etwa für die Sicherheitskonzepte. Und richtig teuer werden die Vertrauensleute, welche die neuen Chefs in die Stäbe und Ämter platzieren dürfen. Soweit dem vorhandenen Personal keine angemessenen Alternativen geboten werden können, werden Entschädigungen in der Höhe von Jahreslöhnen fällig. Ein frischer Wind im Departement kann im Nu über eine Million verwehen, wie die Säuberungsaktionen von Eveline Widmer-Schlumpf zeigten.

Nach der Wahl von neuen Bundesräten bleiben die Kosten für die Landesregierung ungefähr konstant. Dafür steigt der Budgetposten «Ruhegehälter» weiter an. Zurzeit beziehen die Altmagistrate insgesamt Renten im Umfang von 4,25 Millionen Franken pro Jahr. Mit den zwei Neo-Pensionären Moritz Leuenberger und Hans-Rudolf Merz, die beide Anrecht auf ein Ruhegeld im Wert eines halben Bundesratslohnes haben, erhöhen sich diese Ausgaben merklich auf 4,7 Millionen Franken. Wer Rücktritt verlangt, verschafft der Bundeskasse, die von den Regierenden keine Arbeitnehmerbeiträge einfordert, ein spezielles Demografieproblem.

Leserbriefe

Man muss sich wirklich fragen, weshalb wir den Bilateralen I und II zugestimmt haben.» *Robert Müller*

Wer will sich da noch wohl fühlen?

Nr. 36 – «Grosse kulturelle Unterschiede»; Philipp Gut über die Einwanderungsdebatte

Die Zuwanderungsfrage wird demnächst die Gemüter in diesem Land erhitzen. Schon alleine die Zuwanderungsmenge an Menschen wird unser Siedlungsraum nicht ertragen, und unsere Infrastrukturen und Ressourcen werden an den Rand des Kollapses geführt. Welcher Schweizer will sich da noch wohl fühlen? Hinzu kommen noch die illegal Anwesenden, die sich jeder Statistik entziehen und nicht ausgeschafft werden. Der Bundesrat sieht dieses Jahr erneut noch immer keinen Handlungsbedarf für das Anrufen der Schutzklauseln gemäss Schengen-Abkommen zugunsten differenzierten, selektiven Rekrutierens jener hochqualifizierten Arbeitskräfte, welche unsere Wirtschaft benötigt. Man muss sich wirklich fragen, weshalb wir den Bilateralen I und II zugestimmt haben.

Robert Müller, Freienwil

Das in den Berichten der *Weltwoche* zusammengestellte statistische Zahlenmaterial über Kriminaltourismus oder Sozialleistungsbezüge durch ausländische Staatsangehörige ist tatsächlich beängstigend. Aber es kam, wie es kommen musste! Bereits im Vorfeld zum Beitritt zum Schengen-Abkommen wurde verschiedentlich auf die Möglichkeit solcher unliebsamer Folgen hingewiesen. Diese Bedenken wurden damals mit dem Hinweis auf die Möglichkeiten des Zugriffs auf die europäische Fahndungsdatenbank – auch von vielen Sicherheitsbehörden selbst – kurz und bündig abgeschmettert. Leider! Hätte man diese Befürchtungen nämlich ernst genommen, wäre unser Land vielleicht besser gerüstet in den grenzfreien Raum der Schengen-Staaten gestartet. Es ist anerkennenswert, dass die *Weltwoche* die zum Teil heute noch offenen Fragen aufgreift. Etwas anderes ärgert mich gleichwohl. Hierzulande kommt es nämlich keinem in den Sinn, den Kanton Jura als den Kanton «Ex-Bern» zu bezeich-

nen. Zu Recht, denke ich! Der in den Berichten mehrfach und nicht zum ersten Mal verwendete Begriff «Ex-Jugoslawien» – geschaffen von den Medien – ist unsachlich und irre-



«Ich kann meine Karriere sehr beruhigt angehen. Als Wirtschaftsprüfer.»
Simon Meier, geb. 1980, dipl. Wirtschaftsprüfer

Was auf diesem Bild ausschaut wie das Spielzeugmodell einer Concorde ist der Hightech-Sattel meines Cross-Country-Bikes, das mich über Jahre auf meinen Rundrennen über Wald-, Feld- und Wiesenwege begleitete. Gute Technik und Ausdauer sind in dieser Disziplin gefragt. Eigenschaften, die mir in meiner heutigen Arbeit als Wirtschaftsprüfer zugute kommen, denn die sachorientierten Gespräche mit Unternehmensleitungen und Verwaltungsräten setzen ein überdurchschnittliches Verhandlungsgeschick und öfters auch Zähigkeit bei der Überwindung nicht alltäglicher Problemstellungen voraus. Aber die Art und Weise wie ich von meinem Arbeitgeber gefordert und gefördert werde, gepaart mit meinem Verständnis von Leistung, gibt mir die notwendige Ruhe und Sicherheit, die auf dem spannenden Gebiet der Wirtschaftsprüfung gefragt ist.

Wirtschaftsprüfung: Wo Karrieren geboren werden. www.treuhand-kammer.ch

führend, weil er die betroffenen verschiedenartigen Völker über den gleichen Daumen peilt. Dieser Umstand ist umso peinlicher, je mehr er einen gehässigen oder gar verächtlichen Beigeschmack erhält.

Dr. Jürg Rüschi, per E-Mail

Die Zahlen der Bildungsdirektion Zürich zeigen angeblich eine Mehrheit fremdsprachiger Kinder an städtischen Schulen. Gemäss Definition würden dazu auch die beiden Kinder mit tamilischen Wurzeln und Schweizer Pass gehören, die ich grossväterlich betreue. Anders als deutsche Kinder sprechen sie ein akzentfreies Thurgauerdeutsch, haben aber falsche Eltern und werden daher als «fremdsprachig» eingestuft.

Leider sind sie noch zu klein, um über eine solch groteske Statistik herzlich lachen zu können. Die *Weltwoche* immerhin hätte auf diesen Unsinn hinweisen können.

Edi Rey, Romanshorn

Da man den Fall Sarrazin 1:1 auf die Schweiz übertragen kann, bitte ich die lieben Schweizer, ein wachsames Auge darauf zu werfen. Es gibt da gute Leute mit den Namen R. Köppel und H. M. Broder, die werden schon wissen, was zu tun ist. Die Hexenverfolger im Mittelalter haben die Hexe verbrannt. Heute ist es viel moderner, man wird seinen Job los und aus der Partei oder sonstigen Einrichtungen herausgeschmissen. Um das schlechte Gewissen der Politiker, soweit vorhanden, zu vertuschen! Die Politiker, an der Spitze Angela Merkel, hätten gut daran getan, sich da herauszuhalten und erst einmal das private Buch zu lesen. Um dann zu urteilen oder auch nicht. Hier ein Zitat von Bertolt Brecht: «Wer die Wahrheit nicht weiss, ist nur ein Dummkopf. Aber wer sie weiss und sie eine Lüge nennt, der ist ein Verbrecher.» Ich hoffe, dass unsere Politiker mal die berechtigten Ängste erkennen, um danach zu handeln, und dass unsere Zeitungen darüber schreiben.

Manfred König, Marbella (Spanien)

Ohne rot zu werden

Nr. 36 – «Ich sehe mich als Schiedsrichter»; Interview mit Joseph Deiss

Es war damals Joseph Deiss, der an der Pressekonferenz 2005 zu Dublin/Schengen der gesamten Schweiz verkündete, dass der Bundesrat einstimmig und geschlossen hinter diesem Projekt stehe. Ohne rot zu werden oder zu zittern,

sprach er gezielt und absichtlich die Unwahrheit aus, man könnte auch sagen, er habe die Schweiz angelogen. Querverweis: Blochers Rafzer Rede, Mai 2005: «Die Abstimmung im Bundesrat zum Schengen-Beitritt war weder einstimmig, noch steht der Bundesrat heute geschlossen hinter diesem Projekt.» Und Joseph Deiss nun als «Schiedsrichter» in der Uno? Zweifel sind angebracht.

Beat R. Brenner, Küsnacht

Nicht das einzige Kriterium

Nr. 36 – «Nachteil für die Natur»; Alex Reichmuth über die Biolandwirtschaft

Dieser Feldzug gegen die Biolandwirtschaft und die Freilandtierhaltung ist ganz auf der

tierschutzfeindlichen Linie. Freilandhaltung sei nachteilig, weil mehr Treibhausgase freigesetzt werden als in geschlossenen Ställen. Treibhausgase können wohl nicht das einzige Kriterium dafür sein, was auf dieser Welt gut oder schlecht ist. Im Übrigen ist die richtige Massnahme gegen Treibhausgase aus der Tierproduktion sicher nicht eine tierquälerische Stallhaltung.

Erwin Kessler, per E-Mail

Gefährlicher Kettenhund

Nr. 36 – «Gottesdienst der Selbstgerechten»; Alain Pichard über den Tisch der Religionen

Dieser gelungene Bericht ist prototypisch für den weltweiten sogenannten Dialog mit dem Islam. Kritik ist in diesen Kreisen unerwünscht. Einzelne westliche Intellektuelle und Verantwortliche beugen sich jetzt schon der Eiseskälte und dem Machtanspruch der Islam-Apparatschiks und machen mit im Vorfeld dieses neuen Totalitarismus. Wer Mut zur Kritik hat, fliegt raus, und dieser Prozess findet weltweit statt. Rushdie, Hirsi

Ali, Sarrazin, Westergaard und viele andere lassen grüssen. Der Dialog ist zur Lüge und zu einem Selbstbetrug der Selbstgerechten verkommen. So einfach es scheint, mit der schlichten Wahrheit diese Gespinste zu zerschlagen, so hart wird der Weg werden. Die politische Korrektheit ist längst zu einem gefährlichen Kettenhund vor dem Haus der Freiheit geworden.

Herbert Klupp, Brauschheim (Deutschland)

Viel Geld für Schuhe ausgeben

Nr. 36 – «Mehr Frauen, weniger Schlagkraft»; Alex Reichmuth über Frauen im Bundesrat

Die vom Autor formulierte These, die darauf abzielt, was eine Frauenmehrheit im Bundesrat bewirken könnte, mutet doch reichlich gewagt an: «Laut wissenschaftlichen Studien könnte der Umgang im Gremium kollegialer werden. Zu befürchten ist aber, dass die Landesregierung nachgiebiger politisiert und die Finanzen weniger im Griff hat.» Diese Aussage würde also bedeuten, dass die Frauen, die vom Parlament in den Bundesrat gewählt werden, gleich reagieren, wie es die Resultate der im Artikel zitierten Studien suggerieren. Die Vergleichbarkeit dieser Studien mit dem Amt einer Bundesrätin ist allerdings nicht gegeben. So stelle ich mir etwa, gemäss Aussage des Artikels, die St. Galler Bundesratskandidatin Frau Keller-Sutter vor, die als Magistratin aus dem Vollen schöpft und wild Geld ausgibt. Das ist ein Bild, das nicht passen will. Möglicherweise existiert ein statistisch signifikanter Zusammenhang zwischen «Frau sein» und «viel Geld für Schuhe ausgeben». Das ist aber so wenig auf die Magistratenarbeit übertragbar wie die oben erwähnten Studien.

Brenda Mäder, Weinfelden

Man muss doch leben können

Nr. 36 – «Lachen mit Folgen»; Peter Keller über den Humor und Kommunismus

Während einiger Jahre hatte ich die sozialistischen Länder Osteuropas bereist. Bei einem Abendessen im Hotel «Metropol» erzählte mir die Chefin einer staatlichen Aussenhandelsorganisation, die für den Import unserer Maschinen zuständig war, die Partei habe, um eine neue Devisenquelle zu erschliessen, vor einiger Zeit angeordnet, während der Messen in der Hauptstadt Moskau ein Strip-teaselokal für Ausländer zu eröffnen. Das Plansoll wurde auf hundert Eintritte pro Abend festgelegt. Stattdessen kamen im Durchschnitt nur sieben Personen und gegen Ende der Messe gar niemand mehr. Die Partei machte dem Geschäftsführer Vorhaltungen und verlangte eine Begründung. Der Geschäftsführer beteuerte, er habe genau nach den Anweisungen der Partei gehandelt und als Tänzerinnen ausschliesslich Frauen engagiert, die schon 1917 Parteimitglieder gewesen seien. Einige Leute, die am Nebentisch sass, hatten den Witz gehört und lachten laut. Ich wunderte mich. Wo war die Vorsicht geblieben? Ich war mit der Vorstellung nach Moskau (und in die anderen Oststaaten) gereist, dass die Einheimischen kein falsches Wort sagen dürften, wenn sie sich nicht Schwierigkeiten einhandeln wollten. Und da erzählte eine Russin in einem öffentlichen Lokal einen Witz, der die Partei verhöhnte. Als ich sie darauf ansprach, winkte sie ab und sagte, man müsse doch leben können. Zur Erheiterung der Gäste gab sie gleich noch einen drauf: «Wissen Sie, warum in der Sowjetunion die Arbeiter nicht arbeiten?» – «Nein.» – «Weil die herrschende Klasse nirgends auf der Welt arbeitet.»

Walter Fischer, Buttwil

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

*terra
vite
vita*



25 Jahre eigener Wein.

Seit 25 Jahren bauen wir eigenen Wein an in Vallocaia in der Toscana. Einer paradiesischen Landschaft von atemberaubender Schönheit. Zum Geburtstag haben wir unsere **Wein-Famiglia**, bestehend aus sechs verschiedenen und ausgezeichneten Weinen, zwei Vin Santi und zwei Grappe, neu eingekleidet. Die Etiketten stehen für Qualität und Schlichtheit. Bestellen können Sie unsere Erzeugnisse und gratis unseren neuen Weinkatalog «Vinario» unter T 044 276 62 62 oder www.bindellaweine.ch.

BINDELLA

Bindella Weinbau-Weinhandel | Höggerstrasse 115 | 8037 Zürich | info@bindellaweine.ch | www.bindella.ch

Die Schweiz bleibt attraktiv

Feusisberg ist die beste Ortschaft der Schweiz. Schwyz und Zug sind die führenden Kantone. Die Preise steigen. Grosses Gemeinde-Rating. Von Carmen Gasser und Herbert Zimmermann (Bilder)

Josef Theiler ist auf der Karriereleiter eines Gemeindepolitikers zuoberst angelangt. Als parteiloser Quereinsteiger wurde er vor vier Monaten mit grosser Mehrheit zum Gemeindepräsidenten von Feusisberg gewählt. Eine schöne Aufgabe. Denn der besagten Gemeinde geht es prächtig. Die Steuern und die Arbeitslosenquote sind rekordtief. Die Gemeindekasse ist voll, Arbeitsplätze gibt es zuhauf aufgrund der Nähe zu Zürich. Und dann wäre da natürlich noch die exzellente Lage der Gemeinde: Direkt über dem Zürichsee, nebelfrei, mit Weitblick von Rapperswil bis Zürich lässt es sich einfach auf die da unten runterschauen. Trotzdem gibt es ein Problem im Steuerparadies, das nicht mehr ignoriert werden kann: die Abwanderung. Immer mehr Einheimische ziehen weg aus der Idylle. Mit ihnen der Nachwuchs. Bereits überlegt man sich aufgrund des Kindermangels Mehrjahrgangsklassen in der Grundschule einzuführen. Was die Elternschaft wenig freut.

Schuld daran ist die Tiefsteuerpolitik der Gemeinde. Diese machte die ehemals verarmte Landwirtschaftsgemeinde reich, als sie damals Anfang der neunziger Jahre begann, die Steuern sukzessive zu senken. Sie ist aber auch Ursache dafür, dass immer mehr reiche Zuwanderer die Miet- und Immobilienpreise in die Höhe treiben. «Ein Faktum, bei dem Handlungsbedarf nötig ist», wie Politiker Josef Theiler zugibt. Projekte und Arbeitsgruppen gebe es bereits. Noch ist das Gemeinde- und Vereinsleben intakt. Die Durchmischung der Bevölkerung stimmt. Man kennt sich, grüsst sich und hört fröhliches Kinderlachen auf den Strassen. Es verwundert deshalb wenig, dass es die attraktive 4500-Einwohner-Gemeinde bereits zum zweiten Mal zuoberst auf das Siegerstüppchen geschafft hat – so das Ergebnis des schweizweit grössten Gemeinde-Ratings, das von den Immobilien-Experten IAZI in Zürich erneut exklusiv für die *Weltwoche* erstellt wurde.



Platz eins: Feusisberg im Kanton Schwyz, die Dorfidylle (Bild rechts).



Neureichenarchitektur: Wohnquartier in Feusisberg, Blick auf den Zürichsee (Bild rechts).

Für die Untersuchung wurden sämtliche 2588 Gemeinden der Schweiz herangezogen und in der Folge (aus Gründen der Vergleichbarkeit) all jene Gemeinden ermittelt und miteinander verglichen, die mehr als 2000 Einwohner haben, also insgesamt 842 Ortschaften. Dank einer kombinierten Niveau- und Dynamik-Bewertung konnte nicht nur die aktuelle Attraktivität der Gemeinden gemessen werden, sondern auch die Entwicklung während eines längeren Zeitraums. Das Ergebnis: «Sehr

viele Gemeinden entwickelten sich besser als der dazugehörige Kanton», sagt Donato Scognamiglio, Professor für Real Estate Finance an der Universität Bern und Geschäftsführer des Immobilienbewertungsspezialisten IAZI, der die Studie leitete. Eine kantonale Sippenhaftung gebe es daher nicht.

Das zeigen auch die Sprünge, die einzelne Gemeinden von der letzt- zur diesjährigen Bewertung gemacht haben. Wie beispielsweise Menzingen im Kanton Zug. Diese Gemeinde



schaffte gegenüber der Rangliste von 2009 den Sprung von Platz 202 auf Platz 75. Obwohl die Steuern höher sind als in den meisten umliegenden Gemeinden, konnte sich Menzingen dank gutem Arbeitsmarkt und (noch) moderaten Immobilienpreisen durchsetzen. Der grösste Newcomer ist im Kanton Wallis zu finden. Dort erklimm die Gemeinde Leis Rang 309, vom ehemals 674. Platz aus. Aufgrund innovativen Standortmarketings schaffte es die kleine Gemeinde – bislang mehr als Anhäng-

sel des mondänen Skiorts Crans-Montana gesehen –, die Schweizer Fussballmannschaft zur WM-Vorbereitung auf das eigene, 1176 Meter hoch gelegene Fussballfeld zu holen. 130 Fotografen aus aller Welt berichteten vor Ort über das Spektakel. Auch die Neuenburger Gemeinde Le Locle, die Jahr für Jahr Städte-Ranglisten von hinten anführt, konnte dank stark gestiegener Dynamik fünf Plätze gutmachen.

«Heute müssen sich Gemeinden ihrer Stärken und Schwächen bewusst sein», sagt Pro-

Bewertung

Die Methode

Wie die 2588 Ortschaften anhand von 20 Faktoren untersucht wurden.

Für die Untersuchung wurden sämtliche 2588 Gemeinden der Schweiz herangezogen und in der Folge aus Gründen der Vergleichbarkeit all jene Gemeinden ermittelt und miteinander verglichen, die mehr als 2000 Einwohner haben, also insgesamt 842. Sie wurden einerseits einem Niveau-Ranking unterzogen, das die aktuelle Attraktivität der Gemeinden misst, beispielsweise die Beschäftigungszahlen im Jahr 2009. Der zweite Teil umfasst ein Dynamik-Ranking, das die Entwicklung ausgewählter Kennzahlen während eines längeren Zeitraumes beurteilt, wie die Veränderung der Beschäftigungszahlen über mehrere Jahre hinweg. Die zwanzig Faktoren wurden jeweils in fünf Gruppen zusammengefasst:

Arbeitsmarkt – kurzfristige Arbeitslosenquote 2009. Langfristige Veränderung der Arbeitslosenquote von 2004 bis 2009. Anzahl der Firmen-Neugründungen 2009. Beschäftigte im tertiären Sektor. Zentralität der Gemeinde: Distanz in Kilometern zu anderen Gemeinden mit Berücksichtigung der Bevölkerungsgrösse dieser Gemeinden. Je näher die Gemeinde an einem Zentrum liegt, desto höher ist der Zentralitätswert. Ist die Gemeinde selbst ein Gross-, Mittel- oder Kleinzentrum, resultiert daraus ein höherer Wert.

Dynamik – kurzfristige Bevölkerungsveränderung von 2007 bis 2008. Langfristige Entwicklung der Bevölkerung von 2004 bis 2009. Neuerstellte Wohnungen zwischen 2007 und 2008. Langfristige Wohnbautätigkeit von 2003 bis 2008. Anteil der Bevölkerung über 65 Jahre.

Reichtum – Steuerertrag pro Einwohner einer Gemeinde aus der direkten Bundessteuer. Höhe der Immobilienpreise. Veränderung der Immobilienpreise von 2007 bis 2010.

Steuerbelastung – Steuerbelastung für eine verheiratete Person mit zwei Kindern, eine ledige Person und eine verheiratete Rentnerin.

Sozialstruktur – Steuerbares Einkommen pro Einwohner. Bevölkerungsanteil, der eine höhere Berufsbildung, eine Fachhochschule oder ein Universitätsstudium absolviert hat (Bildungsquote) und/oder in einer führenden oder selbständigen Position tätig ist (Sozialstruktur). (cg)

fessor Donato Scognamiglio, «und sich ganz gezielt positionieren.» Nur mit schöner Landschaft könne man heute nicht mehr punkten. Eine Konzentration beispielsweise auf den Ausbau von Schulen, die Erweiterung von Gewerbebezonen oder das Engagement im Wohnungsbau könne die Attraktivität einer Gemeinde verbessern. Reto Steiner, Professor für Public Management an der Universität Bern, doppelt nach: «Vor allem kleine und mittelgrosse Gemeinden dürfen keine Gemischtwarenläden mehr sein, die alles anbieten.» Denn heute ist man viel schneller bereit, den Wohnort zu ändern. «Gemeinden sind zwar noch immer ein starkes Identifikationsmerkmal für einen Schweizer», so Steiner, «doch aufgrund der stark gestiegenen Mobilität kann diese Identifikation auch von einer Gemeinde auf eine andere übertragen werden, wenn diese bessere Leistungen anbietet.»

Schulangebot lockt Familien

Patrick J., Familienvater aus Basel, war mobil. Er zog vor einigen Monaten von Basel nach Bottmingen BL. Zwei Gründe, wie er betont, waren für ihn und seine Frau ausschlaggebend: die tieferen Steuern und die ausser-schulische Betreuung. Beides fanden sie in der basellandschaftlichen Gemeinde. Exklusiv sind dort die Wohnlagen am Hang; das Dorf-

ANZEIGE

©STEVIA



GENIESSE DEN MOMENT.
GENIESSE DAS ORIGINAL.

Die 100 attraktivsten Gemeinden der Schweiz

Rang 2010	Rang 2009	Kanton	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt	Rang Dynamik	Rang Reichtum	Rang Sozialstruktur	Rang Steuerbelastung
1	1	SZ	Feusisberg	10	47	33	124	3
2	2	SZ	Freienbach	21	114	21	136	2
3	9	ZG	Zug	40	140	68	63	6
4	8	ZG	Cham	79	144	54	106	11
5	3	SZ	Wollerau	90	265	17	33	1
6	6	ZG	Hünenberg	30	252	127	39	10
7	10	ZG	Walchwil	95	344	6	14	3
8	4	SZ	Altendorf	121	30	56	273	7
9	12	ZG	Risch	134	74	40	239	12
10	25	ZH	Schwerzenbach	132	110	104	114	51
11	83	GE	Collonge-Bellerive	13	261	8	19	289
12	68	GE	Satigny	58	54	37	86	365
13	7	ZH	Winkel	336	72	110	48	34
14	13	ZH	Unterengstringen	196	157	100	84	74
15	30	ZH	Herrliberg	183	371	22	1	35
16	14	ZG	Baar	60	328	69	151	5
17	42	ZH	Kilchberg	133	398	41	6	47
18	26	ZH	Stallikon	229	246	105	29	62
19	5	ZH	Fällanden	442	9	101	61	59
20	18	ZG	Oberägeri	158	375	43	92	15
21	47	NW	Stansstad	42	474	75	60	33
22	22	ZH	Uitikon	203	350	102	3	29
23	27	ZH	Volketswil	266	19	152	208	59
24	35	ZH	Küsnacht	25	645	12	13	28
25	40	ZH	Maur	185	434	51	16	40
26	31	ZH	Meilen	76	511	86	21	40
27	48	ZH	Zumikon	52	603	49	4	27
28	109	GE	Plan-les-Ouates	31	86	38	212	381
29	43	ZH	Henggart	146	13	196	256	141
30	117	VD	Coppet	120	40	14	31	549
31	n. b.	GR	Pontresina	111	184	46	265	149
32	105	BL	Bottmingen	157	263	130	32	185
33	15	ZH	Erlenbach	145	557	8	18	49
34	41	NW	Ennetbürgen	200	288	52	201	37
35	65	ZH	Rüschlikon	28	663	44	10	40
36	28	TG	Bottighofen	203	49	155	68	318
37	45	ZG	Unterägeri	90	440	119	150	15
38	11	ZH	Neerach	483	7	260	44	30
39	107	ZH	Horgen	182	428	48	129	53
40	24	ZH	Wangen-Brüttisellen	263	51	205	218	107
41	16	ZH	Männedorf	418	236	31	98	64
42	72	AG	Baden	41	119	325	72	296
43	19	ZH	Stäfa	305	289	129	96	40
44	104	ZH	Zollikon	15	784	20	12	31
45	21	SZ	Lachen	410	77	93	279	7
46	69	LU	Meggen	55	670	87	28	32
47	176	GE	Carouge	8	272	34	201	365
48	79	ZH	Seuzach	121	406	157	117	81
49	64	ZH	Bubikon	126	58	318	248	145
50	23	AG	Oberwil-Lieli	428	66	270	53	85

Rang 2010	Rang 2009	Kanton	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt	Rang Dynamik	Rang Reichtum	Rang Sozialstruktur	Rang Steuerbelastung
51	123	TI	Lugano	6	378	154	283	88
52	139	ZH	Ottenbach	268	205	142	104	191
53	80	ZH	Zürich	95	492	50	100	174
54	70	ZG	Steinhausen	81	548	201	89	7
55	186	GE	Confignon	268	69	14	101	481
56	39	NW	Hergiswil	100	612	131	71	23
57	114	SZ	Einsiedeln	39	146	221	516	20
58	32	ZH	Uetikon am See	461	336	42	57	63
59	49	ZH	Neftenbach	339	43	335	144	102
60	57	SG	Mörschwil	140	303	311	46	166
61	59	NW	Stans	1	401	227	246	93
62	46	ZH	Dübendorf	209	348	103	176	136
63	38	LU	Schenkon	395	184	145	149	104
64	50	ZH	Birmensdorf	484	225	85	82	114
65	17	ZH	Bonstetten	696	1	92	105	103
66	100	GE	Pregny-Chambésy	86	547	11	51	303
67	110	GE	Bellevue	223	3	24	334	416
68	90	ZH	Dietlikon	82	466	183	199	70
69	60	ZH	Richterswil	534	132	98	152	99
70	58	ZH	Nürensdorf	521	188	189	75	56
71	188	GR	St. Moritz	34	678	30	245	44
72	116	ZH	Geroldswil	170	628	90	81	67
73	37	SZ	Küssnacht	279	493	64	188	14
74	97	AG	Seengen	319	15	329	259	117
75	202	ZG	Menzingen	87	529	172	244	13
76	66	ZH	Wallisellen	102	550	209	121	67
77	165	OW	Sarnen	3	199	505	281	77
78	154	GE	Vandœuvres	54	709	2	7	294
79	74	BL	Pfeffingen	239	469	95	23	242
80	161	BL	Sissach	203	105	216	196	351
81	182	FR	Villars-sur-Glâne	71	34	242	286	438
82	33	ZH	Fehraltorf	472	84	236	161	123
83	71	ZH	Thalwil	263	623	108	37	48
84	122	LU	Weggis	109	445	184	206	137
85	52	ZH	Mönchaltorf	469	138	160	132	190
86	92	ZH	Hettlingen	398	382	137	99	74
87	158	ZH	Elsau	233	137	287	258	177
88	225	GE	Cologny	58	735	3	2	294
89	133	GR	Samedan	56	517	70	370	80
90	119	AG	Lupfig	116	97	440	227	215
91	179	GE	Le Grand-Saconnex	168	94	38	358	441
92	53	ZH	Hedingen	531	87	206	157	119
93	102	ZH	Wiesendangen	443	232	224	134	70
94	140	GE	Genthod	627	189	7	39	241
95	88	ZH	Wädenswil	414	322	99	140	135
96	20	ZH	Wettswil am Albis	713	172	146	43	39
97	130	BL	Biel-Benken	507	170	109	48	290
98	85	ZH	Opfikon	173	21	274	591	69
99	56	ZH	Uster	395	219	170	221	126
100	44	ZH	Otelfingen	22	502	344	164	106



Leitete die Rating-Studie: Professor Donato Scognamiglio von der Universität Bern.

zentrum dagegen versprüht wenig Charme. Zwei stark befahrene Durchgangsstrassen, ein Kreisel, ein wildes Durcheinander von zum Teil schön renovierten alten Häusern und gesichtslosen Neubauten. Der historische Dorfkern ist den Strassen zum Opfer gefallen. Doch das stört das junge Pärchen wenig. Die Vorteile überwiegen. Und darauf sind die Bottminger stolz. «Wir setzten bereits sehr früh darauf, mit der Verbesserung unserer

Steuerputsch in Obwalden: je höher das Einkommen, desto niedriger die Steuern.

Grundschule und den tiefsten Steuern im Kanton die Standortattraktivität auszubauen», sagt Gemeindepräsidentin Anne Merkofer-Häni. «Wir reagierten damit auf den gesellschaftlichen Wandel und schafften Betreuungsstrukturen, die den heutigen Lebensgewohnheiten der Familien entsprechen.» 1994 führte man Blockzeiten ein, 2004 folgte die Tagesschule. Seither können Eltern fakultativ an einem oder mehreren Tagen in der Woche den Mittagstisch und die Nachmittagsbetreuung für ihre Kinder in Anspruch nehmen. Kostenpunkt: 15 Franken die Stunde (5 Franken steuert die Gemeinde bei), für Familien mit einem Einkommen unter 120 000 Franken gibt es Sozialtarife.

Anderer Kanton, anderer Standortvorteil. Es war ein regelrechter Steuerputsch, als der Kanton Obwalden im Jahr 2005 den Entscheid fällte, degressive Steuern (seit 2007 umgewandelt in eine Flat Rate) einzuführen. Das tönt nicht sexy, ist aber für die Ohren der Gut-

Für alle SZ-Gemeinden wurden 84 Ränge verteilt. 1. = bester Rang, 84. = schlechtester Rang, n. b. = nicht bewertet, da die Gemeinde 2009 zu wenig Einwohner hatte. Quelle: IAZI

verdiener Balsam. Denn je höher das Einkommen, desto niedriger die Steuern. Mit gänzlich unschweizerischem Tempo wurde die Vorlage durchgezogen, obwohl der Halbkanton in einer tiefen Krise steckte. Damals, im August 2005, verursachte ein Jahrhunderthochwasser grosse Schäden. Armeeangehörige patroullierten abends durch die menschenleeren Strassen des Hauptortes Sarnen, in denen tagsüber noch Bauern versuchten, ihre Kühe zu retten, die bauchhoch im Wasser standen.


Mit der Hand schaufelten Hauseigentümer den Morast aus ihren Kellern. Überall Schlamm, Dreck und Hoffnungslosigkeit. «Nicht wenige dachten daran abzuwandern», erinnert sich Gemeindepräsident Manfred Iten. Doch man glaubte an die Erfolgsformel Flat Rate. Und das Lockvogelangebot an die Spitzenverdiener wirkt. Von Abwanderung spricht heute keiner mehr. Im Gegenteil. Der Gemeindepräsident denkt aufgrund der Zuwanderung bereits in neuen Dimensionen. Er will das Gewerbegebiet vergrössern. «Was jedoch noch etwas dauern wird», meint Manfred Iten etwas schwermütig, «Raumplanung eben.»



Festgelegter Mietzins von maximal 2500 Franken für eine 4,5-Zimmer-Wohnung.

Ganz anders weiter nördlich. In Meggen gibt es keine Krisen. Zumindest keine, die auf den ersten Blick ersichtlich sind. Die Steuern sind tief, die Einwohner wohlhabend, die Gemeindekasse platzt aus allen Nähten. Bereits das dritte Jahr in Serie wurden Steuerüberschüsse in der Höhe von 14 beziehungsweise 6,7 und 6 Millionen Franken an die Einwohner zurückgegeben. Weinreben und Edelkastanien flankieren die Strasse in die 6500-Einwohner-Gemeinde. Es grünt, so weit das Auge reicht. Hier ein Park, dort eine Erholungsfläche. Auf der Seepromenade bummeln Spaziergänger. Doch der Schein trügt. Es brodeln hinter den Kulissen – wie in vielen reichen Gemeinden. Denn Fakt ist: Die einheimische Bevölkerung kann sich das Bauland nicht mehr leisten. Reiche In- und Ausländer haben in den letzten Jahren, wie in Feusisberg auch, die Boden- und Immobilienpreise in die Höhe katapultiert. So sehr, dass man nun in Meggen zu drastischen Mitteln griff: Landbesitzer werden, neben anderen Auflagen, vertraglich gezwungen, einen Drittel der Wohneinheiten günstig für die Allgemeinheit abzugeben. Konkret legt man einen maximalen Mietzins von netto 2500 Franken für eine 4,5-Zimmer-Wohnung fest.

Ein drastischer Einschnitt in den freien Markt. Noch dazu von einem FDP-Präsidenten. «Es war ein Prüfstein für mein

Die 5 besten Gemeinden pro Kanton

Rang im Kanton		Gemeinde	Rang in der Schweiz		Rang Arbeitsmarkt	Rang Dynamik	Rang Reichtum	Rang Sozialstruktur	Rang Steuern	
2010	2009		2010	2009						
1	4	AG	Baden	42	72	41	119	325	72	296
2	1	AG	 Oberwil-Lieli	50	118	428	66	270	53	85
3	n.v.	AG	 Seengen	74	97	319	15	329	259	117
4	n.v.	AG	 Lupfig	90	119	116	97	440	227	215
5	n.v.	AG	 Rheinfelden	106	287	237	231	182	232	296
1	1	AI	 Appenzell	155	183	180	567	218	314	66
2	2	AI	 Rüte	317	276	668	229	344	340	209
3	3	AI	 Schwende	421	443	365	724	336	432	232
1	1	AR	 Teufen	119	99	7	625	258	80	255
2	2	AR	 Speicher	293	210	124	672	443	125	372
3	3	AR	 Gais	296	307	116	343	522	300	458
4	4	AR	 Herisau	511	469	37	797	613	424	476
5	n.v.	AR	 Walzenhausen	539	597	164	809	730	350	403
1	3	BE	 Muri bei Bern	136	201	17	652	153	24	453
2	n.v.	BE	 Saanen	215	450	92	398	83	344	616
3	2	BE	 Kirchlindach	235	191	445	210	278	61	586
4	n.v.	BE	 Ittigen	262	378	63	631	255	160	555
5	n.v.	BE	 Jegenstorf	331	262	477	79	315	339	632
1	2	BL	 Bottmingen	32	105	157	263	130	32	185
2	1	BL	 Pfeffingen	79	74	239	469	95	23	242
3	n.v.	BL	 Sissach	80	161	203	105	216	196	351
4	5	BL	 Biel-Benken	97	130	507	170	109	48	290
5	n.v.	BL	Binningen	104	142	98	635	149	41	231
1	1	BS	Riehen	322	304	295	832	79	83	522
2	2	BS	Basel	339	389	68	827	115	174	696
1	1	FR	Villars-sur-Glâne	80	182	71	34	242	286	438
2	2	FR	Givisiez	220	212	11	101	366	624	438
3	n.v.	FR	Riaz	240	395	87	61	394	555	490
4	3	FR	Corminboeuf	253	248	457	22	385	207	576
5	5	FR	Granges-Paccot	273	338	26	32	691	481	465
1	2	GE	Collonge-Bellerive	11	83	13	261	8	19	289
2	1	GE	Satigny	12	68	58	54	37	86	365
3	4	GE	Plan-les-Quates	28	109	31	86	38	212	381
4	n.v.	GE	Carouge	47	176	8	272	34	201	365
5	n.v.	GE	Confignon	55	186	268	69	14	101	481
1	1	GL	Mollis	258	249	273	413	259	247	459
2	2	GL	Glarus	572	545	293	722	663	357	501
3	3	GL	Niederurnen	636	575	392	531	626	801	411
4	5	GL	Näfels	638	718	414	655	578	638	480
5	n.v.	GL	Bilten	722	n.v.	552	437	813	832	422
1	n.v.	GR	Pontresina	31	n.v.	111	184	46	265	149
2	5	GR	St. Moritz	71	188	34	678	30	245	44
3	2	GR	Samedan	89	133	56	517	70	370	80
4	3	GR	Chur	131	155	29	574	144	327	202
5	n.v.	GR	Maienfeld	135	207	299	442	304	137	111
1	1	JU	Delsberg	651	672	84	642	730	510	826
2	5	JU	Porrentruy	685	824	198	769	694	402	836
3	2	JU	Courrendlin	700	732	620	197	525	778	834
4	n.v.	JU	Saignelégier	733	829	362	526	676	701	831
5	4	JU	Courtételle	769	763	813	217	725	734	820
1	2	LU	Meggen	46	69	55	670	87	28	32
2	1	LU	Schenkon	63	38	395	184	145	149	104
3	n.v.	LU	Weggis	84	122	109	445	184	206	137
4	n.v.	LU	Horw	110	112	339	358	78	198	212
5	n.v.	LU	Ballwil	132	160	111	56	530	402	182
1	3	NE	Saint-Blaise	470	582	217	795	296	72	842
2	2	NE	Colombier	479	531	523	269	245	352	840
3	1	NE	Corcelles-Cormondrèche	488	511	760	278	180	182	851
4	4	NE	Neuenburg	513	590	18	714	515	264	844
5	5	NE	Hauterive	623	651	747	803	204	114	846
1	3	NW	Stansstad	21	47	42	474	75	60	33
2	2	NW	Ennetbürgen	34	41	200	288	52	201	37
3	1	NW	Hergiswil	56	39	100	612	131	71	23

Rang im Kanton			Gemeinde	Rang in der Schweiz		Rang Arbeitsmarkt	Rang Dynamik	Rang Reichtum	Rang Sozialstruktur	Rang Steuern
2010	2009			2010	2009					
4	4	NW	Stans	61	59	1	401	227	246	93
5	5	NW	Beckenried	106	75	551	142	140	249	96
1	1	OW	Sarnen	77	165	3	199	505	281	77
2	2	OW	 Sachseln	142	255	62	388	370	359	134
3	3	OW	 Engelberg	182	265	38	471	431	398	105
4	4	OW	Alpnach	193	432	45	290	481	532	116
5	5	OW	Kerns	442	464	257	374	644	720	161
1	1	SG	Mörschwil	60	57	140	303	311	46	166
2	3	SG	 Rapperswil-Jona	119	132	211	464	174	193	183
3	n.v.	SG	Berneck	209	296	139	178	598	323	271
4	2	SG	Zuzwil	213	128	319	99	538	316	253
5	n.v.	SG	Balgach	262	371	235	247	686	330	166
1	2	SH	Stein am Rhein	330	367	123	619	445	228	422
2	3	SH	 Schaffhausen	340	423	83	613	424	320	446
3	1	SH	Beringen	435	312	526	263	585	303	446
4	4	SH	Thayngen	439	499	174	364	749	569	291
5	5	SH	Neuhausen am Rheinflall	544	567	75	764	584	621	422
1	2	SO	Dornach	270	284	244	791	89	94	471
2	1	SO	 Hofstetten-Flüh	285	208	542	190	176	78	734
3	3	SO	Lohn-Ammannsegg	323	352	336	363	504	118	492
4	5	SO	Egerkingen	348	408	100	176	489	610	543
5	n.v.	SO	Oensingen	387	505	130	113	687	592	496
1	1	SZ	Feusisberg	1	1	10	47	33	124	3
2	2	SZ	 Freienbach	2	2	21	114	21	136	2
3	3	SZ	Wollerau	5	3	90	265	17	33	1
4	4	SZ	Altendorf	8	4	121	30	56	273	7
5	5	SZ	Lachen	45	5	410	77	93	279	7
1	1	TG	Bottighofen	36	28	203	49	155	68	318
2	5	TG	Horn	165	192	222	121	466	291	283
3	3	TG	 Tägerwil	177	147	20	308	356	412	332
4	n.v.	TG	Münsterlingen	195	289	225	109	429	423	280
5	4	TG	Roggwil	208	759	175	110	517	260	445
1	1	TI	Lugano	51	123	6	378	154	283	88
2	4	TI	 Paradiso	103	286	14	717	113	251	57
3	2	TI	Bioggio	111	229	53	581	319	186	52
4	n.v.	TI	Agno	113	344	78	369	198	402	153
5	5	TI	Savosa	116	293	65	723	213	133	88
1	1	UR	Schattdorf	206	470	161	337	281	658	65
2	2	UR	 Altdorf	300	482	2	671	536	451	91
3	3	UR	Bürglen	581	677	512	702	635	634	86
4	5	UR	Erstfeld	697	825	364	821	680	830	254
5	4	UR	Silenen	707	821	807	540	658	854	122
1	1	VD	 Coppet	30	117	120	40	14	31	549
2	n.v.	VD	Etoy	105	325	135	211	106	155	549
3	5	VD	Lonay	108	174	114	244	138	184	499
4	n.v.	VD	Lutry	118	175	250	385	45	20	524
5	n.v.	VD	Saint-Sulpice	126	195	178	540	26	11	493
1	4	VS	Bagnes	176	442	151	354	133	443	333
2	3	VS	Zermatt	228	392	110	320	66	679	395
3	1	VS	Brig-Glis	266	337	36	447	369	425	394
4	2	VS	Sitten	275	370	106	306	372	497	416
5	n.v.	VS	Leis	309	674	155	448	282	366	518
1	3	ZG	Zug	3	9	40	140	68	63	6
2	2	ZG	 Cham	4	8	79	144	54	106	11
3	1	ZG	Hünenberg	6	6	30	252	127	39	10
4	4	ZG	Walchwil	7	10	95	344	6	14	3
5	5	ZG	Risch	9	12	134	74	40	239	12
1	n.v.	ZH	Schwerzenbach	10	25	132	110	104	114	51
2	2	ZH	 Winkel	12	7	336	72	110	48	34
3	4	ZH	Unterengstringen	14	13	196	157	100	84	74
4	n.v.	ZH	Herrliberg	15	30	183	371	22	1	35
5	n.v.	ZH	Kilchberg	17	42	133	398	41	6	47

n.v. = nicht vorhanden. Diese Gemeindegrenzen sind 2005 nicht in die Top 5. Quelle: IAZ

liberales Gedankengut», gibt Andreas Heer zu. Aber er habe keine andere Wahl gehabt und müsse ja schliesslich seine Verantwortung wahrnehmen. «Ich habe Angst, dass in Meggen künftig nur mehr Reiche wohnen.» Argumente, die Hauseigentümer auf die Palme bringen. Von «Planwirtschaft» spricht man beim schweizerischen Hauseigentümerversband. Ausgerechnet jene würden jetzt jammern, die Reichen Land verkaufen konnten und heute von tiefen Steuern profitierten, deren Kinder sich aber nun kein Bauland mehr leisten könnten. Einen Ausweg aus dem Dilemma? Den kennt man dort auch nicht.

Verpasste Kooperationen

Trotz Baulandkrise: Meggen gehört zu den privilegierten Gemeinden der Schweiz. Einem Drittel der 2588 Gemeinden hingegen geht es weniger gut. Sie stecken in Geldschwierigkeiten, sind auf den Finanzausgleich durch reichere Gemeinden angewiesen. Ein Problem, das weitere mit sich zieht.

Trotz niedrigen Preisen zieht es die wenigen Firmen und die Bevölkerung weg.

«Die Umverteilung nimmt viel Druck von den ärmeren Gemeinden», so Professor Reto Steiner. «Doch viele Gemeindepolitiker bekommen dadurch das Gefühl, dass es der Gemeinde gutgehe, und vergessen ganz, dass die nur dank Kohäsionszahlungen überlebt. Sein Fazit: «Man ruht sich quasi auf ineffizienten Strukturen aus.» Steiner schätzt, dass rund ein Drittel der Gemeinden ineffizient arbeitet. Dabei könnten gerade kleine Gemeinden durch Kooperationen Kosten reduzieren. Stichwort Werkshöfe, für jede Gemeinde einen; Schneepflüge, die exakt vor der Gemeindegrenze des Nachbarn kehrtmachen; 2,5 Beamte, die im Durchschnitt in einer Gemeindeverwaltung sitzen und vor allem in kleinen Gemeinden die anfallende Arbeit gar nicht bewältigen können.

Auf Touristen-Fang

Nicht nur der Finanzausgleich kann zur Falle werden. Staatliche Entwicklungsprojekte bergen ebenso viel Misserfolgs-Potenzial. Wie im Fall der Solothurner Gemeinde Mümliswil-Ramiswil. Sie hängt seit Jahren am Tropf des Finanzausgleichs. Die wenigen Firmen, die es gibt, wandern ab. Ebenso die Bevölkerung. Selbst Baulandpreise von 120 bis 200 Franken pro Quadratmeter (voll erschlossen) können sie nicht zum Bleiben bewegen. «Es weht ein Hauch vergangener Zeit durch das Örtchen», schrieb unlängst einer der seltenen Touristen seine Eindrücke ins Gästebuch, «das irgendwann in den fünfziger Jah-



Attraktivste grosse Schweizer Stadt: Lugano schaffte es auf Rang 51.



Beliebte Genfersee-Region: Popstar Shania Twain.



In Wollerau zu Hause: UBS-CEO Oswald Grübel.



Aufstieg: Genf hat rund 30 Plätze gutgemacht.



Keine Arbeitslosen: Rüte im Kanton Appenzel Innerrhoden.

Himmel und Hölle

Wo die Steuern am tiefsten sind ...

Rang	Gemeinde	Kanton	A	B	C
1	Wollerau	SZ	3,6	5,6	5,3
2	Freienbach	SZ	3,7	5,6	5,4
3	Walchwil	ZG	3,6	8,2	7,2
4	Feusisberg	SZ	3,7	5,7	5,5
5	Baar	ZG	3,7	8,4	7,3

... und wo am höchsten

838	Boudry	NE	13,4	21,0	19,6
839	Le Locle	NE	13,4	21,0	19,6
840	Corcelles-Cormondrèche	NE	13,4	21,1	19,7
841	Saint-Aubin-Sauges	NE	13,5	21,2	19,8
842	La Chaux-de-Fonds	NE	13,5	21,2	19,8

Durchschnittliche Steuerbelastung in Prozent

A für eine verheiratete Person mit 2 Kindern
B für eine ledige Person
C für eine verheiratete Rentnerin

Aufbruch und Resignation

Wo die Bevölkerung am schnellsten wächst ...

Rang	Gemeinde	Kanton	
1	Givisiez	FR	35,5
2	Leysin	VD	30,7
3	Mont-sur-Rolle	VD	30,4
4	Corminboeuf	FR	29,6
5	Niederrohrdorf	AG	27,7

... und wo sie abwandert

838	Disentis/Mustér	GR	- 4,9
839	Reconvilier	BE	- 5,3
840	Vaz/Obervez	GR	- 5,7
841	Greifensee	ZH	- 7,5
842	Lauterbrunnen	BE	- 7,6

Bevölkerungsveränderung 2004 - 2009 in Prozent

Schlaue Köpfe

Wo die meisten Akademiker wohnen ...

Rang	Gemeinde	Kanton	
1	Commugny	VD	26,8
2	Ennetbaden	AG	26,4
3	Cologney	GE	26,2
4	Crans-près-Céligny	VD	26,1
5	Saint-Sulpice	VD	25,9

... und wo nicht

838	Saxon	VS	4,5
839	St. Niklaus	VS	4,2
840	Muotathal	SZ	3,7
841	Unteriberg	SZ	3,6
842	Silenen	UR	3,5

Bildungsquote in Prozent

ren stehengeblieben zu sein scheint.» Diesen Zustand wollte man ändern. Das Konzept dafür: den sanften Tourismus ankurbeln dank einem Naturpark.

Löhne gekürzt, Kosten reduziert

Dafür wurde tief in die Tasche der Allgemeinheit gegriffen. 2,3 Millionen Franken speisten Bund und Kanton in das Projekt ein. Auch die jährlichen Unterhaltskosten von einer Million berappt der Bund. Mit dem Ergebnis: Seit 2009 besitzt Mümliswil-Ramiswil gemeinsam mit neun anderen Gemeinden einen Naturpark. Doch die Touristen bleiben trotzdem aus. Ein genaueres Hinschauen zeigt auch, warum: In Mümliswil-Ramiswil gibt es gar keine Gästebetten. Heute genauso wenig wie in Zukunft. Der Grund: «Es gibt keine Baulandreserven für Hotels oder Gasthöfe», wie Gemeindepräsident Kurt Bloch-Christ auf Anfrage mitteilt. Er scheint mittlerweile alle Illusionen über das Projekt Naturpark

verloren zu haben: «Die Ziele waren ehrenwert, die Prospekte und die Dokumentationen gut gemacht.» Doch Arbeitsplätze liessen sich damit keine schaffen.

Anders im Kanton Jura. Obwohl strukturell und geografisch benachteiligt, stiegen alle «Top-5-Gemeinden des Kantons» im Gemeinde-Ranking auf. Es herrscht Aufbruchstimmung vor Ort. Auch aufgrund eines neuen CVP-Gemeindepräsidenten («Eine Gemeinde, die sechzig Jahre lang SP-regiert war, kann sich nicht entwickeln»), der in der Kantonshauptstadt herumwirbelt. Frei nach dem Motto «Alles ist möglich» senkte Pierre Kohler jüngst den Beamten die Löhne. Diese 1,8 Prozent bringen jährliche Einsparungen von einer halben Million. Weitere Rationalisierungen der Administrationskosten sind geplant. Unter anderem durch eine Fusion von Delsberg mit vierzehn umliegenden Gemeinden. Auch die desolate Arbeitsplatzsituation will man in Angriff nehmen. «Baubewilligungen müssen viel

schneller erteilt werden», nennt Pierre Kohler sein Ziel. Früher, unter der SP-Regierung, hätte es immer geheissen, das sei nicht möglich. «Man war viel zu passiv», so Kohler, «man sagte lieber nein zu Investoren.»

Heute befinden sich Projekte in der Höhe von 100 Millionen in der Pipeline. Ein guter Anfang. Und er zeigt: Stromlinienförmige Politik ist passé. Heute braucht es Gemeindefunktionäre, die gegen den Strom schwimmen und nicht nahtlos die Politik des Vorgängers weiterführen, weil das einfacher ist. Vielleicht ein guter Tipp für den Neuen in Feusisberg?

Die Rangliste aller Gemeinden lesen Sie im Internet unter www.weltwoche.ch/gemeinderating2010

Aufgestiegen

6 der 10 grössten Städte verbesserten sich

Rang 2010	Rang 2009	Stadt	Einwohner 2009
51	123	Lugano	55 000
53	80	Zürich	368 700
361	399	Bern	123 500
196	152	Winterthur	99 400
201	166	Luzern	59 500
215	243	Genf	186 000
377	426	St. Gallen	72 600
339	389	Basel	166 200
607	539	Biel	50 500
341	340	Lausanne	125 900

Rote Laterne

Gemeinden auf den 10 hintersten Rängen

Rang 2010	Rang 2009	Kanton	Gemeinde
833	799	VD	Vallorbe
834	833	SO	Dulliken
835	827	BE	Tavannes
836	840	BE	Eggwil
837	837	BE	Saint-Imier
838	835	JU	Bassecour
839	834	JU	Courgenay
840	766	BE	Pieterlen
841	830	BE	Reconvilier
842	829	SO	Mümliswil-Ramiswil

Arbeitslust oder -frust

Wo die Arbeitslosigkeit am tiefsten ist ...

Rang 2010	Kanton	Gemeinde	Arbeitslosenquote 2009 in %
1	AI	Rüte	0,0
2	AI	Schwende	0,1
3	UR	Silenen	0,3
4	UR	Bürglen	0,4
5	SZ	Muotathal	0,5

... und wo sie am höchsten ist

838	JU	Delsberg	3,9
839	VD	Renens	3,9
840	GE	Carouge	4,0
841	NE	La Chaux-de-Fonds	4,1
842	GE	Genf	4,3

Das Phantom von Biel

Der Rentner Peter Hans Kneubühl schoss auf einen Polizisten und entwischte einer Sondereinheit. Wer ist dieser Mann, der den halben Kanton Bern in Atem hält? Wie wurde aus dem begabten Mathematiker ein kaltblütiger Schütze? Von Daniel Glauz



Weigerung, einen Computer zu benutzen: Peter Hans Kneubühl.

Biel, 9. September, nach Mitternacht: Seit über zwölf Stunden belagert die Polizei das Haus von Peter Hans Kneubühl. Plötzlich tritt er in den Garten. Ein Mitglied der Berner Sondereinheit Enzian ruft ihm etwas zu. Ohne Warnung schießt ihm Kneubühl ins Gesicht. Auf die einzige Stelle am Körper, die nicht geschützt ist. Schwerverletzt überlebt der Polizist. Kneubühl flieht. Das bemerkt die Sondereinheit in der Verwirrung nicht. Sie vermutet ihn noch im Haus am Mon-Désir-Weg 9.

Spätestens jetzt ist klar: Der 67-jährige Mathematiker ist brandgefährlich. Am Donnerstagnachmittag informiert die Polizei die Bevölkerung: Kneubühl ist auf der Flucht.

Zu dieser Zeit sollte er längst in einer psychiatrischen Klinik sein. Am Morgen des 8. September wollte ihn die Polizei abholen. Sein Haus sollte zwangsversteigert werden. Unter Polizeischutz hätte eine Besichtigung stattfinden sollen. Doch Peter Hans Kneubühl

verschanzte sich. An die Haustüre klebte er einen Zettel mit den Worten «Dieses Haus ist nicht zu verkaufen».

In der Nacht auf Freitag kehrte er zurück. Wieder schoss er auf die Polizisten, traf diesmal aber nicht. Er entkam erneut. Seither hat den 67-Jährigen niemand mehr gesehen. Bis zum Redaktionsschluss dieser Ausgabe blieb die Suche erfolglos. Die hochgerüsteten Son-

Kneubühls Beziehung zur drei Jahre jüngeren Schwester ist gestört.

derkommandos werden zum Gespött. Wie ist es möglich, dass ein Pensionär die Kantonspolizei Bern, die Unterstützung aus der halben Schweiz erhalten hat, regelrecht vorführt?

Viele Fragen bleiben offen. Die Polizei hält sich aus «ermittlungstaktischen Gründen»

zurück. Kern des Problems ist wohl, dass Kneubühl sich komplett abgekapselt hat. «Es ist, als ob er niemals existiert hätte. Niemand kennt ihn wirklich», sagt Christof Kipfer, Chef der Berner Kriminalpolizei. Er hatte keine Freunde, keine Hobbys, lebte hinter geschlossenen Rollläden. Erst Tage später fand die Polizei ein Foto – aus dem Jahr 2003. Die Fahndung im persönlichen Umfeld Kneubühls läuft ins Leere, weil er keines hatte. Der Mann bleibt ein Phantom.

Vielleicht hat sich Kneubühl mittlerweile umgebracht. Es würde zum Profil passen. Seinem Cousin Bobi in Grossbritannien schrieb er von Suizidgedanken. Möglich ist auch, dass er sich versteckt. Solange keine Leiche gefunden wird, muss die Polizei davon ausgehen, dass Kneubühl lebt. Und gefährlich bleibt.

Doch wer ist dieser Mann? Und wie wurde er zum kaltblütigen Schützen?

Geboren wurde Peter Hans Kneubühl am 9. Juli 1943. Die Eltern hatten am Mon-Désir-Weg 9 in Biel ein Haus gebaut. Nach der Schule studierte Kneubühl an der ETH in Zürich Mathematik. Dann weilte er im Ausland. 1976, mit 33 Jahren, war er zurück in Biel. Neun Tage nach der Anmeldung meldete er sich wieder ab – seither war er in keinem Register mehr erfasst. Sehr wahrscheinlich wohnte er wieder bei seinen Eltern. Am Technikum in Biel arbeitete er als Mathematiklehrer. Laut der Polizei ist er überdurchschnittlich intelligent. 1995, mit 52 Jahren, wurde Kneubühl pensioniert. Offenbar weil er sich geweigert hatte, einen Computer zu bedienen.

Vater vererbte Pistole und Gewehr

Kneubühls Beziehung zur drei Jahre jüngeren Schwester Christine ist gestört. Er verabscheut sie offenbar, weil sie die Familie im Stich gelassen habe und nach Frankreich ausgewanderte. Als Anhängerin der Emanzipationsbewegung sei sie für ihn ein Symbol für die Gesellschaft, die den Bach runtergehe, schrieb *Le Temps*.

Der Vater erlag im Jahr 2000 einem Herzinfarkt. Seinem Sohn vererbte er ein Gewehr und eine Pistole. Dann erkrankte die Mutter an Lungenkrebs. «Bis zu ihrem Tod kochte er für sie, päppelte sie auf, schaute rührend zu ihr», sagte eine 90-jährige Nachbarin dem *Blick*.

Der Junggeselle Kneubühl war 57, als er seine Eltern verlor, mit denen er über dreissig Jahre unter einem Dach gelebt hatte.

Die 90-jährige Nachbarin sah Kneubühl vor fünf Jahren zuletzt. «Damals sagte er zu mir:

«Ich bin so unglücklich. Ich habe Streit mit meiner Schwester. Sie macht mir das Leben schwer.» Dann begann er zu weinen.»

Kneubühl lebte fortan völlig zurückgezogen. Er glaubte, seine heute 64-jährige Schwester Christine gehöre «einer bössartigen, reaktiven Sekte» an. Sie habe sich geschworen, möglichst viele Menschen zu vernichten. Eine mächtige, zerstörerische «Frauenbewegung» stehe hinter ihr, unterstützt von der ganzen Polizei und den Justizbehörden.

Die Geschwister stritten auch ums Erbe ihrer Eltern. Es ging um eine halbe Million Franken und das Elternhaus im Lindenquartier, in dem sie aufgewachsen waren.

Christine nahm sich einen Anwalt. Zum Aussöhnungsversuch erschien ihr Bruder noch persönlich. Er vertrat sich selber, schrieb Stellungnahmen über mehrere hundert Seiten.

Ein Blick in die Gerichtsakten hätte gereicht, um den Irrtum zu bemerken.

Auf Schreibmaschine ohne Korrekturen, in perfektem Hochdeutsch.

2006 brach der Gerichtskreis II Biel-Nidau den Erbteilungsprozess ab. Kneubühl war nicht mehr verhandlungsfähig. An die Bieler Vormundschaftsbehörde schrieb der Gerichtspräsident am 23. Juni, Kneubühl brauche einen Beistand. Er stehe «nicht mehr mit beiden Füßen auf dem Boden der Realität».

Das Schreiben, das der *Weltwoche* vorliegt, zeigt, in welcher Verfassung Kneubühl schon vor vier Jahren war. Das Gericht zitiert aus einem Dokument von 275 Seiten Umfang, das er eingereicht hatte. Darin bezeichnet er die Schwester als «Betrügerin und Vernichterin». «Herr Kneubühl wird nach seinen eigenen Aussagen ständig von der Polizei verfolgt. Da-



Schiessscharten und Pistolen: Waffenarsenal.

hinter müsse seine Schwester stecken», schrieb der Gerichtspräsident. Nach Zustellung der Klageschrift, so Kneubühl, sei er im Auftrag seiner Schwester von der Stadtpolizei zusammengeschlagen und eingesperrt worden.

Ratlose Beamte an der Haustüre

Die abstrusen Vorwürfe zeigen: Kneubühl war längst einem Wahn verfallen. In diesem Stil ging es weiter. Im Februar 2002 hätten die Behörden seine Konten wegen «Geldwäscherei» auflösen wollen, schrieb er dem Gericht. Darauf habe er alles Geld, mehrere 10 000 Franken, abgehoben und zu Hause versteckt. Falls das Erbe der Eltern aufgeteilt werde, sei das sein «Todesurteil». Verliere er den Prozess, könne er sein Leben wegschmeissen.

Spätestens mit dem Brief vom Juni 2006 musste den Bieler Behörden klar sein: Kneubühl ist nicht nur ein Eigenbrötler, der nachts seinen Garten umgräbt und die Justizbehörden mit endlosen Briefen belastet. Ein Mann mit derartigen Wahnvorstellungen ist gefährlich – mindestens für sich selber.

Die Bieler Vormundschaftsbehörde versuchte, mit ihm zu sprechen, und setzte einen Beistand ein. Die Beamten mussten bei ihm vorbeigehen, Kneubühl besass weder Telefon noch Computer. Weil er nicht reagierte, nahmen die Beamten an, er wohne nicht mehr am Mon-Désir-Weg. Ratlos standen sie vor der Tür des verdunkelten Hauses. Und zogen wieder ab. Ein Blick in die Gerichtsakten hätte gereicht, um den Irrtum zu bemerken.

Munition aus der Eigenproduktion

Kneubühl blieb alleine. Er bunkerte Pistolen, Gewehre, eine Armbrust, produzierte Munition und richtete Schiessscharten ein.

Den Erbstreit verlor er. Am 29. September sollte das Haus versteigert, der Erlös aufgeteilt werden. In seinem Tagebuch zählte er retour bis zum 8. September, dem Tag der Räumung.

Der stellvertretende Regierungstatthalter Philippe Garbani sagte dem *Journal du Jura*, er habe vor dem Polizeieinsatz für ein «sanftes Vorgehen» plädiert. Uniformen würden Kneubühl provozieren. Die Kantonspolizei Bern entgegnet, der Einsatz sei nach damaligem Informationsstand «verhältnismässig» gewesen. Das gefundene Arsenal gibt ihr recht.

Ob Zivilpolizisten Kneubühl zur Vernunft gebracht hätten, wie Garbani sagt, ist zu bezweifeln. «Er ging davon aus, dass er den 8. September nicht überlebt», sagt Kriminalpolizeichef Kipfer. Möglicherweise habe Kneubühl einen «Plan B» gehabt. Denn: «Er arbeitet mathematisch präzise, prüft alle Optionen, kalkuliert kaltblütig.» ○

Online bestellen: www.denner-wineshop.ch

**Neu:
Aktionen
online!**



Der Weinkeller der Schweiz

DENNER+

Weltgrösster Chocolatier

Andreas Jacobs, Spross der bekannten Bremer Unternehmerdynastie, hat sich unscheinbar an die Weltspitze der Schokoladenindustrie manövriert. Sein Vater musste einst Suchard an Kraft Foods abtreten. Heute beliefert der Sohn den amerikanischen Ernährungsgiganten. *Von René Lüchinger*



Guerilla-Taktik: Milliardärssohn Andreas Jacobs.

Als Andreas Jacobs vergangene Woche im amerikanischen Northfield seine Unterschrift unter einen Millionenvertrag setzte, könnten beim Spross der Bremer Unternehmensdynastie Emotionen aufgekommen sein. Dort, nahe Chicago, hat Kraft Foods, das nach Nestlé weltweit zweitgrösste Nahrungsmittelunternehmen, seinen Hauptsitz, und zu diesem 40-Milliarden-Dollar-Konzern gehören Marken wie Jacobs Kaffee sowie ehemals schweizerische Schokolade-Brands wie Suchard, Milka oder Toblerone – sie alle waren einmal im Besitz der Jacobs-Familie. Nun ist es wieder die Schokolade, welche ein Jacobs ein zweites Mal mit Kraft Foods zusammenführt. Innert nicht einmal anderthalb Jahrzehnten hat die Jacobs-Familie schliesslich den weltweit grössten Kakao- und Schokoladeproduzenten aufgebaut, einen stillen Riesen mit fünf Milliarden Franken Umsatz namens Barry Callebaut mit

Hauptsitz in Zürich. Mit dem jetzt unterschriebenen Vertrag wird Barry Callebaut zum globalen Hauptlieferanten für Kakaoprodukte und Industrieschokolade von Kraft Foods. Daraus lässt sich folgern: In Kraft-Erzeugnissen ist zukünftig wieder Jacobs-Schokolade drin. Eine Ironie der Geschichte und eine, welche die Globalisierung der einst stolzen Schweizer Schokoladeindustrie schrieb.

Dramatische Übernahme

Sie begann Anfang der achtziger Jahre, als Klaus J. Jacobs, Kaffeeröster aus Bremen in dritter Generation, Andreas Jacobs Vater, die Schweizer Schokoladenfirma Interfood erwarb, in deren Körbchen sich Markenjuwelen wie eben Suchard und Toblerone befanden und auch ein kleiner Produzent für Schokoladen-Halbfabrikate namens Callebaut. Keine zehn Jahre später, 1990, musste Klaus J. Jacobs seine



Patriarch: Imperiengründer Klaus Jacobs.



Nische: Alle kaufen bei Barry Callebaut.

Jacobs-Suchard in einer dramatischen Aktion an die amerikanische Kraft Foods abtreten – er hatte sich beim Auskauf seiner Geschwister finanziell übernommen. Das schlug damals grosse publizistische Wellen in der Schweiz. «Jacobs Suchard ist nun amerikanisch», schrieb etwa das Wirtschaftsblatt *Cash*, «das Aushängeschild der Schweizer Schokolade ist verhökert.» Die amerikanischen Manager waren scharf auf die globalen Brands wie eben Toblerone oder Milka, mit dem No-Name Callebaut wussten sie aber nichts anzufangen und schlugen dem Verkäufer vor, dieses Geschäft zu behalten. Klaus J. Jacobs nutzte die unerwartete unternehmerische Chance auf seine Art: Er behielt das 1850 von einem Belgier namens Eugène Callebaut gegründete Traditionsunternehmen und legte es 1996 mit einer ähnlich ehrwürdigen Schokoladenfirma zusammen – der 1842 von einem Chocolatier namens

Charles Barry in England gegründeten Cacao Barry. Die fusionierte Barry Callebaut wuchs seit 1996 ganz still und leise zum «weltweit grössten Chocolatier» heran, wie das US-Wirtschaftsblatt *Forbes* einmal fast bewundernd schrieb. Kaum einer hatte die unternehmerische Kraft dieser Verbindung wirklich erkannt. Firmengründer Charles Barry war nämlich bereits Mitte des 19. Jahrhunderts nach Afrika gereist, um vor Ort Kakaobohnen für seine Schokoladeproduktion zu kaufen, und Jahre später hatte Cacao Barry eigene Fabriken in Produzentenländern wie Kamerun oder der Elfenbeinküste aufgebaut. Klaus J. Jacobs erkannte wie keiner, was dies bedeutete: Heute beherrscht Barry Callebaut die Schokoladeproduktion von der Kakaobohne bis zum Verkaufsregal, und die Familie Jacobs ist noch immer Mehrheitsbesitzerin des Unternehmens. Klaus J. Jacobs starb 2008, heute amtiert sein

Kaum einer hatte die unternehmerische Kraft dieser Verbindung wirklich erkannt.

zweitältester Sohn Andreas Jacobs als Präsident von Barry Callebaut.

Und während sich die globalen Hersteller von Markenschokolade immer stärker konzentrieren – so hat Kraft Foods kürzlich auch die britische Cadbury geschluckt –, nutzt Andreas Jacobs für seine Barry Callebaut einen anderen weltweiten Trend. Nestlé, die amerikanische Hershey Company oder auch Kraft Foods konzentrieren sich verstärkt auf das Marketing und den Vertrieb ihrer Schokoladeprodukte und lagern die eigentliche Produktion zunehmend aus. Outsourcing nennt man das, und den Zuschlag bekommen meist Schokoladeproduzenten mit einer globalen Präsenz und eigener Kakaoverarbeitung – eben Barry Callebaut. Das dadurch gebündelte Einkaufsvolumen drückt die Preise bei den Rohstoffen, und die Anlagen können auf höchstem Auslastungsgrad laufen, was selbst einer Nestlé nicht mehr in jedem Fall gelingt.

So hat sich der Viviser Konzern regional teilweise aus der primären Kakaoverarbeitung zurückgezogen, die Produktionsstätten in Italien und Frankreich wie auch die Lieferung von Schokolademasse in Russland an Barry Callebaut übergeben. Mit dem US-Hersteller Hershey haben die Schweizer einen langfristigen Vertrag zur Lieferung von jährlich mindestens 80 000 Tonnen Schokolade- und Verbraucherprodukten unterzeichnet, und für Cadbury stellen sie im grossen Stil Flüssigschokolade und Kakaomasse her.

Einen anderen Weg beschreitet das Unternehmen in aufstrebenden Schwellenländern, beispielsweise in Brasilien. Vergangenen Mai reiste Andreas Jacobs zusammen mit seinem CEO Jürgen Steinemann in den boomenden

BRIC-Staat. Ein ungleiches Paar: der Präsident, promovierter Jurist mit prominentem Nachnamen, von eher feingliedrigem Körperbau; der CEO, Betriebswirt mit extensiver Karriere in der Nahrungsmittelindustrie, ein Energiebündel und kaum zu übersehen. Und während der Fahrer rasant über Stock und Stein zwei Stunden lang in das Hinterland von São Paulo braust, schwärmen die beiden von den Chancen, die sich hier bieten.

Der Schokoladekonsum im Land liegt bei niedrigen 1,3 Kilo pro Jahr und Kopf der Bevölkerung, derjenige gesättigter Märkte wie England oder die Schweiz liegt um die zehn Kilogramm. Brasilien, mit über 190 Millionen Einwohnern bevölkerungsmässig der fünfgrösste Staat der Welt und mit einem Bruttoinlandsprodukt von über 1700 Milliarden Dollar die Wirtschaftsgrossmacht der Region, soll für Barry Callebaut als Brückenkopf für Südamerika dienen. Deshalb hat die Firma in Extrema, im dichtbevölkerten Südosten des Landes, für 18 Millionen Franken eine erste Schokoladefabrik auf dem Subkontinent hochgezogen, und deshalb ist die Firmenspitze zur Werksöffnung über den Atlantik gereist.

«Eine schöne Fabrik»

Als das Werk, festlich beflaggt, auf einer Anhöhe endlich sichtbar wird, sind Präsident wie CEO begeistert. «Eine schöne Fabrik», entfährt es dem einen. «Nicht zu protzig, oder?», fragt rhetorisch der andere. Beim Rundgang verflüchtigen sich alle Zweifel. Fein säuberlich steht da eine erste Produktionsstrasse, bestückt mit Bühler-Maschinen aus der Schweiz und ausgelegt für 20 000 Tonnen Schokolade, die bei Bedarf locker verdoppelt werden können. Und weil in diesem Land Nestlé, Kraft und ein lokaler Anbieter über 80 Prozent des Schokolademarktes beherrschen, wählt Barry Callebaut für den Markteintritt die Guerillataktik, hat sich mit einem lokalen *distributeur* zusammengetan, der täglich 25 000 Verkaufspunkte, Restaurants, Bäckereien oder auch Hotels beliefert. Funktioniert das System, ist dies die Blaupause für den Markteintritt in weitere Länder auf dem Subkontinent.

Alle sind glücklich an diesem Tag. Der belgische Botschafter ist da und strahlt, schliesslich hat Barry Callebaut auch belgische Wurzeln. Auch der Schweizer Konsul ist da. Und der Bürgermeister von Extrema kann mit seiner Freude über die siebzig neuen Arbeitsplätze kaum an sich halten. Er drückt Präsident Andreas Jacobs mit südländischer Theatralik, als wäre dieser sein eigener Sohn. Und als sich alle mit vereinten Kräften über das kunstvoll angerichtete Buffet mit Schokolade «made in Brazil» hermachen, sitzt Jacobs bereits wieder unscheinbar hinter seinem Laptop. Keiner, der es nicht wüsste, würde vermuten, dass dies der Präsident des weltgrössten Schokoladenherstellers ist. ○

Charaktervoll und
einzigartig – aus
dem Schaffhauser
Blauburgunderland!

Urs Schweingruber, VOLG Weinkellereien: «Pinot Noir aus der Reblage Chilcheweg. Weicher Auftakt, voluminöser, gut strukturierter Mittelteil und lang anhaltender Abgang.»
CHF 16.50 (75 cl)
www.volgweine.ch

SCHAFFHAUSER
**BLAU
BURGUNDER
LAND**



«Erster Schritt einer gewaltigen Mission»: US-Truppen nach der Landung an der französischen Küste am 6. Juni 1944.

«Hitler wäre explodiert»

Hat wirklich der D-Day den Zweiten Weltkrieg entschieden? Historiker und Bestseller-Autor Antony Beevor über die Genialität und die Gräueltaten der Invasion in der Normandie. *Von Urs Gehriger*

Antony Beevor, in Ihrem Buch «D-Day» haben Sie ein Schlachtengemälde geschaffen, ein Werk mit vielen Anekdoten aus dem Leben der Soldaten und beklemmenden Details über den Schlachtenalltag. Was hat Sie bei der Recherche am meisten überrascht?

Das schreckliche Paradox, dass die Armeen demokratischer Länder eher als andere dazu neigen, Zivilisten zu töten. Die Generäle standen unter einem derartigen Druck seitens der Politiker, der Presse und der öffentlichen Meinung, die eigenen Opfer-

zahlen möglichst gering zu halten. Die Folge war, dass sie ihre Kriegsführung stark auf Artillerie und Luftwaffe abstützten. Sie hatte zum Ziel, den Feind flachzubomben, bevor die eigenen Truppen auf das Terrain schritten. Allein in den ersten 24 Stunden des D-Days starben 3000 französische Zivilisten – gleich viele wie US-Soldaten.

Eine Fülle von Quellen belegen, wie Amerikaner, Briten oder Kanadier deutsche Gefangene und Verwundete umbrachten. Gab es einen Befehl, keine Kriegsgefangenen zu machen?

In den meisten Fällen wurde dies nicht schriftlich festgehalten. Doch den Soldaten wurde durch ihre Offiziere beschieden, dass Gefangene die Offensive verlangsamen würden. Was natürlich stimmte, denn die Alliierten hatten nicht genügend Männer, um sie zu bewachen. Zwar gab es Typen, die das Töten genossen, doch das war eine kleine Minderheit. Oft handelte es sich um einen Rachezyklus. Als sich die Nachricht verbreitete, dass die 12. SS-Panzerdivision «Hitlerjugend» kanadische Gefangene umgebracht hatte, schworen sich die Kanadier, nie mehr einen SS-Soldaten gefangen zu nehmen. Auf amerikanischer Seite wiederum gab es zahlreiche Fälle von deutschen Soldaten, die sich vermeintlich ergaben, um sich plötzlich zur Seite zu werfen, worauf ein Maschinengewehr das Feuer auf die GIs eröffnete. Dies schürte Rachegefühle. Zahlreichen Dokumenten von Ärzten und Feldpsychiatern ist

zu entnehmen, dass ein Soldat viel eher einen Gefangenen erschoss, wenn er kurz zuvor einen Kameraden verloren hatte.

Sie zitieren viele Dokumente, wo alliierte Soldaten ihrem Hass freien Lauf lassen. Dieser Aspekt hat besonders in deutschen Medien für Aufsehen gesorgt. Der *Spiegel* etwa stützte die gesamte Rezension Ihres Buches auf die «Kriegsverbrechen der Alliierten». Waren Hass und Brutalität in der Normandie im Vergleich mit anderen Kriegen ausserordentlich?

Mit gewisser Berechtigung hatten die Deutschen immer das Gefühl, dass die alliierte Geschichte dazu tendierte, die gloriose Seite ihrer Mission hervorzuheben. Aber ich glaube, der *Spiegel* hat überreagiert. Die Erschiessung von Gefangenen gab es auch im Ersten Weltkrieg auf beiden Seiten. Soldaten sind unter enormem Stress, Druck und Furcht. Im Krieg kann sich die aussergewöhnliche innere Spannung in roher Gewalt entladen. Interessant dabei ist: Urplötzlich kann sich eine Sättigung einstellen, und die Soldaten haben genug vom Töten. An der Ostfront zum Beispiel haben deutsche Soldaten Gefangene massakriert, einen um den andern. Auf einmal stoppten sie das Massaker und gaben den verbleibenden Gefangenen einen Schluck Wasser und eine Zigarette.

Sie zitieren US-Oberst Charles D. W. Canham, der seinen Infanteristen zur Einstimmung des D-Days mitteilte: «Schaut euch den Nebenmann zur Rechten und den zur Linken an. Nach der ersten Woche in der Normandie wird nur noch einer von euch am Leben sein.» Wie wurden die Soldaten mental auf den Kampf vorbereitet?

Besonders die amerikanischen Fallschirmjäger wurden aufgepeitscht, dies war ein Teil ihres Trainings. Die Mentalität war: «Springe ab, schnapp dir einen «Kraut» und steck ein Messer in seinen Bauch.» Man muss sich vor Augen führen: Wenn man aus einem Flugzeug springt, im Dunkeln, hinter feindlichen Linien, kann man nicht lange überlegen, man muss rasch reagieren und kämpfen. Interessanterweise waren nicht wenige der Fallschirmjäger nach ihrer Landung wie versteinert und verbrachten die erste Nacht damit, sich zu verstecken. Andere waren so aufgestachelt, dass sie auf blutige «Kraut»-Jagd gingen.

Die meisten Fallschirmjäger, die in der Nacht vom 6. Juni 1944 die Invasion eröffneten, hatten sich ihre Schädel kahlgeschoren. Etliche rasierten sich eine Irokesenfrisur. Woher stammt dieses Ritual?

Dafür gab es medizinische Gründe. Kopfverletzungen sind oft äusserst kompliziert und lassen sich auf kahlem Schädel leichter verarzten. Was die Irokesen betrifft, ist interessant: Der Streifen über die Kopfmittle



Unverbesserlicher Abenteurer: Frontbesuch von Premier Churchill (r.) mit General Montgomery.



Drohgebärde: US-Soldat mit Irokesenfrisur.

erinnert an einen Helmbusch der Soldaten der griechischen Antike. Damit sollte der Feind eingeschüchtert werden. Auch aus der Tierwelt sind zahlreiche Beispiele bekannt, wo die Männchen einen Kamm tragen, den sie als Drohgebärde aufbauschen können. Bei den Soldaten war es ein Zeichen aggressiver Mentalität und wurde extrem populär. Ausserdem bestärkte es die Deutschen in der Vorstellung, die von der Wehrmachtpropaganda kräftig genährt wurde, die US-Luftlandtruppen rekrutierten ihre Männer in den schlimmsten Gefängnissen Amerikas.

Dabei handelte es sich um Elitetruppen. Wie verhielt sich das Gros des alliierten Heeres?

Das Bild roher Brutalität verzerrt die Realität. Erstaunlich ist zum Beispiel, wie wenige Soldaten effektiv töteten. In einem Zug von dreissig Soldaten haben nur drei bis fünf effektiv gekämpft, viele sind ihnen einfach gefolgt, eine weitere Handvoll unternahm



«Netter Kerl»: Oberbefehlshaber Eisenhower.

alles, um dem Kampf auszuweichen. Dies traf nicht nur für Amerikaner und Briten zu, sondern auch für Rotarmisten.

Die Invasionstruppen verfügten über eine überwältigende Überlegenheit gegenüber den Deutschen. Bei der Infanterie betrug sie zehn zu eins, bei der Artillerie fünfzig zu eins, und in der Luft war sie absolut. Doch wieder wurden die Alliierten von kühn geführten deutschen Einheiten viel geringerer Stärke gestoppt oder gar in die Flucht geschlagen. Woran lag das?

Das Terrain war ideal für die Verteidigung. Zudem hatten die Deutschen die besseren Waffen. Und wie sie ihre Kampfgruppen aus Pionieren, Panzern und Infanterie kombinierten, war brilliant. Sicher kann man die amerikanische Taktik kritisieren. Die Angriffe einzelner Bataillone waren sehr verlustreich. General Patton forderte, man sollte geballt angreifen. Doch



Drill und Selbstdisziplin: Hitler, 1939.

das Gelände war dazu schlecht geeignet. Es fehlte an Breite, um die Panzer wirksam einzusetzen. Oft blieb den Amerikanern nichts anderes übrig, als durch die engen Pfade vorzustossen, wo sie von den Deutschen mit den gefürchteten 88-Millimeter-Abwehrkanonen unter Feuer genommen wurden.

Der britische Militärhistoriker Liddell Hart sah das Problem in einem «nationalen Rückgang an Mut und Initiative». Er sprach von «einer wachsenden Abneigung, beim Angriff Opfer zu bringen».

An Harts scharfer Kritik ist viel Wahres. Doch sollten wir niemals vergessen, dass man von den Bürgersoldaten einer Demokratie nicht das gleiche Mass an Selbstaufopferung erwarten konnte wie von indoktrinierten Angehörigen der Waffen-SS, die überzeugt waren, dass sie ihr Land vor dem Untergang zu bewahren hatten. Ausserdem war man bedacht darauf, die Verluste in den eigenen Reihen möglichst niedrig zu halten. Nicht nur wegen der öffentlichen Meinung. Den Briten gingen nach fast fünf Jahren Krieg die Männer aus. Churchill war tief beunruhigt, dass er am Ende des Krieges ohne Armee dastehen und deshalb Grossbritannien bei den Friedensverhandlungen nichts zu sagen haben würde.

Erstaunlich ist die enorme Anzahl an Soldaten, die an psychischen Traumata litt. Gemäss Ihrem Buch hatte in der Normandie der medizinische Dienst der USA 30 000 Fälle zu behandeln. Auf deutscher Seite dagegen wurden praktisch keine Psychoneurosen bekannt. Wie ist das zu erklären?

Im Unterschied zur Kaiserarmee weigerte sich die Wehrmacht, das Phänomen anzuerkennen. Dazu kommt offenbar auch ein

Element von Selbstdisziplin. Die Soldaten erlaubten sich weniger schnell zu kollabieren. Psychiater gehen davon aus, dass der mentale Drill seit 1933, der Reichsarbeitsdienst und die militärische Vorbereitung von der Hitlerjugend aufwärts die Männer viel effektiver auf den Krieg eingestimmt hatten, als dies in Demokratien der Fall war. Eine Abnützungsschlacht wie bei Stalingrad, mit ihrem immensen Leiden, hätte eine britische oder amerikanische Armee nie überlebt. Im Westen gab es eine Grenze des Leidens. War sie überschritten, kapitulierte man.

Das war auf deutscher Seite schwer möglich. Sie beschreiben ein beklemmendes Beispiel eines elsässischen Deserteurs bei der Waffen-SS, der von den Kameraden gefasst wurde.

Der Mann war als Panzergrenadier zwangsrekrutiert worden. Beim Versuch, mit einem französischen Flüchtlingstreck zu entkommen, wurde er von Kameraden seines Regiments ertappt. Der Kommandeur befahl den Soldaten, den Fahnenflüchtigen zu Tode zu prügeln. Diese brachen ihm alle Knochen und warfen den leblosen Körper in einen Granattrichter. Dies sei ein Beispiel von «Kameradenerziehung», erklärte der Hauptsturmführer.

Inmitten der Grausamkeit fanden sich immer wieder Spuren der Menschlichkeit. Sie beschreiben Beispiele von amerikanischen Bauernjungen, die beim Anblick toter Kühe in Tränen ausbrachen, den Tieren sanft die Augen schlossen und ein Zweiglein darauf legten. Sind solche Anekdoten von beiden Seiten dokumentiert?

«Hemingways Berichte gehören wohl zu den unzuverlässigsten Quellen überhaupt.»

Bei deutschen Soldaten kam Ähnliches vor, auch sie hatten viele Bauern in der Armee. Soldaten sind häufig tierlieb. Das Los des toten oder verlassenen Viehs rührt sie. Kühe, die nicht mehr gemolken wurden, litten schreckliche Schmerzen. Jungs vom Land molken die Milch einfach auf den Boden, um den Tieren Erleichterung zu verschaffen. Als ich für das Buch «Stalingrad» recherchierte, suchte ich fast verzweifelt nach Beispielen unerwarteter menschlicher Wärme. Nicht jeder Wehrmachtssoldat war ein Kriegsverbrecher. Nicht jeder Rotarmist war ein Vergewaltiger. Es gab immer jemanden, der alles in seiner Macht stehende unternahm, um junge Frauen vor Vergewaltigung zu schützen.

Der gigantischen Invasion waren Monate intensiver Planung vorausgegangen. Insbesondere die Logistik stellte die Alliierten vor extreme Herausforderungen. Wie stellten sie die Benzinversorgung sicher, nachdem sie einmal in der Normandie gelandet waren?



Wichtigtuersch: Kriegsreporter Hemingway.

Es hat mich immer irritiert, dass viele Zeitgenossen den D-Day als isoliertes Ereignis sehen. In Wirklichkeit war «der längste Tag» bloss der erste Schritt einer gewaltigen Mission, die Ende August 1944 in der Befreiung Paris' und schliesslich Europas gipfelte. Zur Bewältigung der immensen logistischen Aufgabe entwickelten die Alliierten eine Reihe von Geheimwaffen mit Tarnnamen wie «Whales», «Gooseberries», «Phoenix», «Pluto» oder «Mulberries». Letztere waren schwimmende Häfen, die sich mit den Gezeiten im Wasser hoben und senkten, über welche Munition, Nahrung und Benzin umgeschlagen werden konnte. Im August 1944 nahmen die Alliierten schliesslich «Pluto» in Betrieb, eine Benzinpipeline durch den Ärmelkanal. Damit überraschten sie die Deutschen. Diese gingen davon aus, dass die Alliierten sofort nach der Landung einen Hafen besetzen wollten. Deshalb schlossen sie die Normandie als Einfallsort aus.

Wer waren die Masterminds dieser logistischen Meisterleistungen?

Es waren viele. Beeindruckend war, wie die US Army amerikanische Geschäftsmethoden adaptierte. Sie legte sich ins Zeug, wie es die Briten sich nie hätten vorstellen können. Wenn jemand die Qualifikation für einen speziellen Job hatte, steckte man ihn in eine Uniform und zögerte nicht, ihn gleich zum Obersten zu machen. Mit diesem Elan hoben sie sich deutlich ab von den Briten, die zu sehr in einem «old boys' system» verharren.

Amerikanischer Pragmatismus versus britisches Hierarchiedenken?

Ja, wie im amerikanischen Geschäftsleben: Entweder man lieferte, oder man war raus. Das galt auch für die Kommandanten an der

Front. Dadurch wurde die gesamte Planung des D-Days superb. Die Versorgung der Verwundeten zum Beispiel war clever durchdacht. Dieselben Schiffe, welche bei Ebbe die Panzer an der Küste absetzten, nahmen die Verwundeten auf und liessen sich bei Flut zurück ins Meer treiben. Von den Wänden wurden Betten heruntergeklappt, und im Flug verwandelten sich die Frachtschiffe in schwimmende Ambulanzvehikel. Während die Engländer einen «Arme-Leute-Krieg» führten, nahmen die Amerikaner riesige Geldsummen in die Hand.

Hitler brauchte unglaublich viel Zeit, bis er am D-Day reagierte. Offenbar hat er an jenem Morgen lange geschlafen. Warum hat man ihn nicht geweckt?

In der Nacht zuvor hatte er sich mit Eva Braun und Goebbels über Filme und die Weltlage unterhalten und ging spät zu Bett. Als am nächsten Morgen in Berchtesgaden die Meldungen von der Landung alliierter Truppen eintrafen, war man verunsichert. Die Bediensteten zögerten, ihn zu wecken, denn sie wussten genau, wie Hitlers Reaktion ausfallen würde: Er würde wissen wollen, ob dies nun wirklich «die» Invasion sei. Die Untergebenen wussten, er würde explodieren, wenn sie kein akkurates Lagebild vermitteln konnten. Doch die Berichte aus der Normandie waren verwirrend.

Zu dem erwarteten massiven deutschen Gegenangriff mit Panzern kam es nicht. Hitler gab erst um 15 Uhr die 12. SS-Panzerdivision «Hitlerjugend» für den Verteidigungskampf frei. Weshalb hatte er so lange zugewartet?

Das ist in der Tat erstaunlich. Es hatte zweifellos mit dem «Plan Fortitude» zu tun, dem kühnsten Ablenkungsmanöver der Kriegsgeschichte. Es war ein mehrteiliger Plan, der mit imaginären Einheiten in Schottland einen Angriff auf Norwegen vortäuschte, damit die Deutschen ihre Divisionen dort belassen. Im Süden wurde den Deutschen vorgaukelt, die Landungen in der Normandie seien Ablenkungsmanöver; die tatsächliche Landung sei erst in der zweiten Julihälfte zwischen Boulogne und der Somme-Mündung vorgesehen. Der Plan funktionierte viel besser, als die Alliierten es sich je hätten träumen lassen. Bis Anfang August belassen die Deutschen Truppen im Pas-de-Calais, da der Führer persönlich damit rechnete, dass dort eine zweite Invasion einbrechen würde.

Während bei den Deutschen alles von Hitler abhängig war, kam es auf alliierter Seite zu massiven Rivalitäten zwischen den Kommandanten. Inwiefern waren die Friktionen ein Problem bei der Durchführung der Invasion?

In Kriegscoalitionen gibt es immer Probleme. Als Oberbefehlshaber der gesamten Operation musste Eisenhower politische und

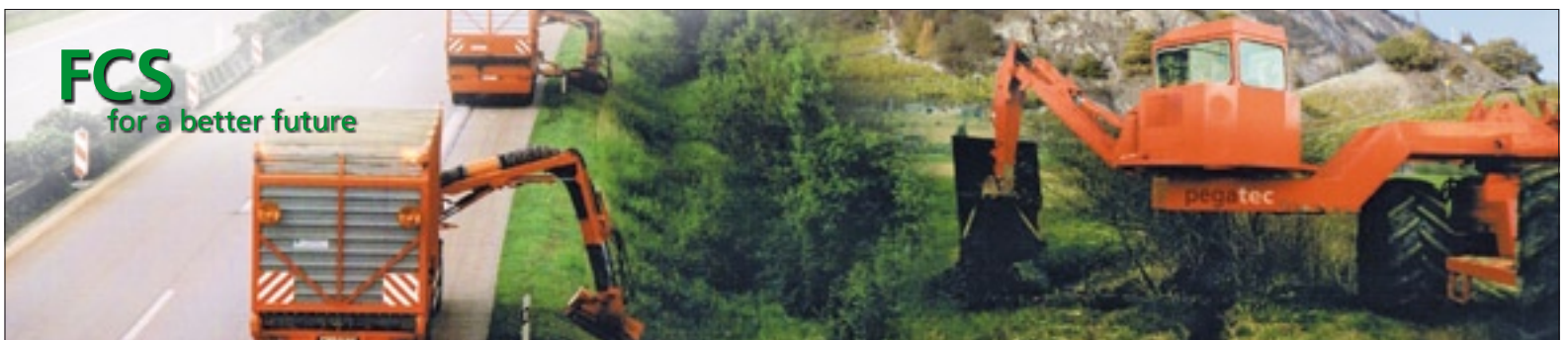
persönliche Rivalitäten ausgleichen und dabei zugleich seine Autorität unter allen Verbündeten wahren. Das war nicht einfach. «Es ist klar, dass er nichts von Strategie versteht», zündelte Field Marshal Brooke, der Chef des britischen Generalstabs über Eisenhower. Und General Montgomery urteilte kurz und bündig: «Ein netter Kerl, aber kein Soldat.» Patton wiederum verachtete Montgomery, den er den «kleinen Affen» nannte. Aber Eisenhower war brillant in der Weise, wie er die Rivalitäten ausbalancierte. Was seine Nerven zweifellos strapazierte. Äusserlich wirkte er entspannt, zeigte jedem, unabhängig von Rang und Namen, sein berühmtes offenes Lächeln, rauchte aber vier Schachteln Camel am Tag.

Montgomery, der höchste britische General, war eine Hypothek. Wird er überschätzt?

Ja. Niemand, nicht einmal Patton, war so schwierig im Umgang wie «Monty». Als Berufsmilitär und erstklassiger Truppenausbilder verfügte er über hohe Qualitäten, legte aber eine unsägliche Arroganz an den Tag.

Auch auf Seiten der Kriegsreporter gab es Arroganz und Selbstinszenierung – der Schriftsteller Hemingway ist ein Beispiel. Wie akkurat sind seine Frontberichte?

Hemingway war ein Starreporter. *Collier's Magazine* zahlte ihm die für damalige Verhältnisse ungeheure Summe von einem Dol-



Wir bieten Ihnen eine innovative Sparanlage mit

6 Prozent Rendite auf Ihr Kapital plus Gewinnbeteiligung

Eingesetzt wird Ihre Sparanlage für das innovative pegatec-Fahrzeugkonzept, das Landtechnik, Biogaserzeugung sowie Kommunaldienst wirtschaftlich und nachhaltig miteinander verbindet.

Mit Ihrem Engagement schaffen wir einen Fahrzeug-Pool (Mietpark), aus welchem interessierte Landwirte, Lohnunternehmer, Biogasanlagen-Betreiber und die Öffentliche Hand ihr pegatec-Trägerfahrzeug samt Spezialaufbau für einen zeitlich definierten Einsatz mieten können.

Die pegatec-Trägerfahrzeuge sind zudem wichtiger Bestandteil des zukunftsgerichteten, ökologischen Energiekonzepts «FCS – for a better future».

Sie legen Ihr Geld also nachhaltig an. Zugunsten einer ökologischen Umwelt. Und zugunsten einer optimierten Energie-Zukunft.

Interessenten informieren wir gern detailliert. Kontaktieren Sie uns bitte über: www.pegatec-ag.com/sparanlage

pegatec

9430 St. Margrethen
Tel. 071 740 94 80
www.pegatec-ag.com
www.fcs-ag.com



«Superbe Planung»: Historiker Beevor.

lar pro Wort. Er konnte schreiben, was er wollte, es wurde gedruckt. Seine Berichte gehören wohl zu den unzuverlässigsten Quellen überhaupt. Er war mindestens so stark am Mythos Hemingway interessiert wie am Krieg selbst.

War er nie tatsächlich nah am Geschehen?

Nein. In Hemingways Fall war es nicht eine Frage von Feigheit, eher eine Frage von Eitelkeit. Oft erweckte er den Eindruck, ganz vorne dabei gewesen zu sein. So behauptete er etwa, er habe das Hotel «Ritz» in Paris «befreit». Es gab tatsächlich Momente, als er an der Front herumschwärmte, wobei er stets wichtigtuerisch eine Waffe auf sich trug, was Journalisten untersagt war.

Churchill dagegen drängte es dauernd an die Front. Es heisst, er habe sich oft so weit nach vorn gewagt, dass die Kommandeure um sein Leben fürchteten. Was trieb ihn?

Churchill konnte nicht anders. Er konnte es nicht erwarten, die Front zu besichtigen. Bereits vor der Invasion verlegte er sein Domizil in einen alten Eisenbahnwaggon, in dem er sich die englische Südküste entlang fahren liess, um den Truppenaufbau zu beobachten. Am D-Day bestand er darauf, die Landungsflotte zu begleiten und zu beobachten, wie die Küste beschossen wurde, was der König höchstpersönlich durch einen taktvoll abgefassten Brief zu verhindern wusste. «Ich bin jünger als Sie, ich bin Seemann und als König der Oberbefehlshaber aller Truppen.» Dennoch bleibe er zu Hause, schrieb er weiter und schloss mit den Worten: «Wäre es fair, wenn Sie genau das täten, was ich selber so gerne getan hätte?» Churchill war ein Abenteuerer. Aus

diesem Grund übten viele Politiker Widerstand, besonders in der Konservativen Partei, als er 1940 Premierminister werden wollte. Und es dauerte eine Weile, bis sie realisierten, welch grossartiger Kriegsführer er war.

Wie wichtig war letztlich die Invasion in der Normandie für den Ausgang des Krieges?

Niemand wird dazu je eine schlüssige Antwort geben können. Was zum Beispiel wäre gewesen, wenn die Invasion zwei Wochen später begonnen hätte und in den Jahrhundertsturm Mitte Juni geraten wäre? Der Überraschungseffekt wäre verpufft. Die Demoralisierung der Truppen wäre gewaltig gewesen. Fest steht: Wenn das grandiose Unternehmen D-Day gescheitert wäre, nähmen sich die Nachkriegskarte Europas und die Geschichte unseres Kontinents wohl ganz anders aus. Dennoch kann man sagen, dass die Invasion in der Normandie und die Offensive im Westen den Krieg nicht entschieden haben. Der Krieg wurde hauptsächlich von der Roten Armee gewonnen. Allerdings mit substanzieller Hilfe der Amerikaner. Ohne die Lastwagen aus den USA, die Studebakers, die Dodges und General-Motor-Cars wäre die Rote Armee nie vor den Amerikanern in Berlin angekommen. Das ist etwas, was die russischen Historiker nicht gerne hören.

Antony Beevor: D-Day. Die Schlacht um die Normandie. Bertelsmann. 636 S., Fr. 48.90

SBV
SSE
SSIC

Schweizerischer Baumeisterverband
Société Suisse des Entrepreneurs
Società Svizzera degli Impresari-Costruttori
Societad Svizra dals Impresaris-Constructurs

«Unsere Arbeit ist hart, wird aber entsprechend entlohnt. Auf dem Bau verdiene ich mehr als in anderen Branchen.»

Schnee aus Schwarzafrika

Die meisten Drogendealer in der Schweiz stammen aus Nigeria. Kriminelle Gruppen verfügen über langjährige Erfahrung im internationalen Schmuggelgeschäft. Durch den steigenden Kokainkonsum in Europa gewinnt Westafrika an Bedeutung als Transitregion. *Von Kurt Pelda*



Verlagerung der Schmuggelrouten: senegalesische Drogenfahnder.

Der 52-jährige Politiker Eme Zuru Ayortor brauchte Geld, denn er wollte ins Regionalparlament des nigerianischen Teilstaats Edo einziehen. Darum schluckte der in den USA ausgebildete Pharmazeut hundert Fingerlinge mit rund zwei Kilogramm Kokain. Er wollte das weisse Pulver nach Deutschland schmuggeln. Dank seines Status hoffte er die Kontrollen am Flughafen von Lagos umgehen zu können. Doch ein Körperscanner setzte dem Traum vom schnellen Geld ein Ende. Unter den Augen nigerianischer Drogenfahnder musste der Politiker die Drogenbällchen auf der Toilette ausscheiden – und wanderte dann ins Gefängnis.

Die Episode zeigt, dass in Nigeria nicht nur arme Teufel in die Fänge der Narko-Mafia geraten. Der Staat, der zu den korruptesten in Schwarzafrika zählt, ist von kriminellen Organisationen unterwandert. Drogen stellen dabei nur einen Teil der Untergrundwirtschaft dar. Stark sind nigerianische Netzwerke auch im Diebstahl und im illegalen Export von Erdöl, bei Finanzbetrügereien rund um den Globus und im Handel mit Wirtschaftsflüchtlingen und Prostituierten. In der Schweizer Kokainszene haben Banden aus der Dominikanischen Republik und aus Westafrika die Nase vorne, wobei Nigerianer unter den Afrikanern dominant sind, wie das Bundesamt für Polizei kürzlich mitteilte.

Ähnlich verhält es sich beim organisierten Verbrechen in den USA: Von den Organisationen aus Afrika seien die nigerianischen am wichtigsten, heisst es beim amerikanischen Federal Bureau of Investigation (FBI). Am meisten Geld verdienen die nigerianischen Netzwerke mit dem Heroin- und Kokainhandel. Sie gehörten weltweit zu den aggressivsten und am schnellsten expandierenden kriminellen Gruppen und operierten inzwischen in rund achtzig Ländern.

Die nigerianischen Netzwerke operieren inzwischen in rund achtzig Ländern.

Das ist kein Zufall. Gründe für die überragende Rolle von Nigerianern im europäischen Kokainhandel gibt es viele: Seit längerem zeichnet sich eine Trendwende beim Kokainmissbrauch ab. Während die Bedeutung des US-Markts für die südamerikanische Narko-Mafia abnimmt, legt der Konsum in Europa zu. Damit ist eine Verlagerung der Schmuggelrouten verbunden. Ein immer grösserer Teil des weissen Pulvers gelangt – statt über den zunehmend riskanten direkten Weg über den Atlantik – mit Schiffen und Flugzeugen zuerst nach Westafrika, wo die Drogen umgepackt und zwischengelagert

werden. Im November vor einem Jahr flog eine Boeing 727 mehrere Tonnen Kokain nach Mali, wo die Maschine auf einer improvisierten Landepiste in der Sahara aufsetzte. Geländefahrzeuge mit bewaffneten Eskorten brachten den Schnee durch die Wüste nach Nordafrika, wo er dann in für Europa bestimmten Schiffscontainern versteckt wurde.

Mit seinen schätzungsweise 150 Millionen Einwohnern ist Nigeria das mit Abstand bevölkerungsreichste Land des Kontinents und die wirtschaftliche Drehscheibe Westafrikas. Nigeria ist nicht nur einer der grössten Cannabis-Produzenten des Kontinents, sondern nimmt laut dem United Nations Office on Drugs and Crime auch beim Opiat-Missbrauch einen Spitzenplatz innerhalb Afrikas ein.

Kooperation mit Kolumbianern

Nigerias Rolle als Transitland für Kokain und Heroin geht auf die starke Diaspora und den wachsenden Auswanderungsdruck nach dem Ende des Erdölbooms in den achtziger Jahren zurück. Die Schweizer Ermittlungsbehörden geben Unsummen dafür aus, um mitgeschnittene Telefongespräche von Dealern nigerianischer Herkunft aus der Igbo-Sprache übersetzen zu lassen. Die Igbo aber sind schon seit vierzig Jahren ein Auswanderungsvolk. Das erklärt sich aus dem Biafra-Krieg im Südosten Nigerias. Nachdem der Sezessionskrieg 1970 verloren worden war, emigrierten viele Igbo, Biafras dominierende Ethnie.

Die nigerianische Diaspora in Europa, Nordamerika und Asien hat die Ausbreitung krimineller nigerianischer Netzwerke begünstigt. So haben sich nigerianische Narko-Gangs, gemäss Angaben des FBI, in Indien, Pakistan und Thailand den Zugang zu etwa neunzig Prozent der weltweiten Heroinproduktion verschafft. Bevor die nigerianische Mafia mit Kokain zu handeln begann, hatte sie also Erfahrungen mit dem Heroinschmuggel gesammelt. Einen Brückenkopf für die Netzwerke stellte dabei die Diaspora in Westafrika dar, denn viele Drogenkuriere gelangen indirekt über andere westafrikanische Staaten nach Europa.

Die immer grössere Zahl nigerianischer Geschäftsleute und Verbrecher entlang der westafrikanischen Küste war denn auch einer der Gründe, warum die südamerikanische Kokainmafia mit diesen gemeinsame Sache zu machen begann: Die Kolumbianer stützten sich einfach auf die bereits lokal vorhandenen kriminellen Netzwerke. ○

Hohes Schmerzensgeld

Ein neues Buch enthüllt, dass die EU-Verwaltung entgegen offizieller Darstellung markant gewachsen ist. Die Beamten erzielen Saläre von bis zu 24 000 Euro monatlich und profitieren von einer Vielzahl von Zulagen und Vergünstigungen. Von Philipp Gut



41 Mitarbeiter, 87 Verwaltungsräte: Sitz der europäischen Agentur EU-OSHA in Bilbao.



Wildwuchs: EU-Abgeordneter Ehrenhauser.

Auf der Agenda stand nichts Geringeres als die Zukunft der EU. Als sich Mitte Dezember 2001 die Staats- und Regierungschefs in Brüssel zum EU-Gipfel trafen, sollte ein Verfassungsvertrag für Europa entstehen. Im Schatten der grossen Pläne ging es um profanere Dinge. Italien, Finnland und Frankreich stritten um den Standort einer neuen EU-Agentur für Lebensmittelsicherheit. Der italienische Premierminister Berlusconi warf das gastronomische Gewicht seiner Heimat in die Waagschale: «Parma ist ein Synonym für gute Küche. Die Finnen wissen nicht einmal, was *prosciutto* ist.» Darauf der deutsche Kanzler Gerhard Schröder: «Ich liebe Parma, aber du wirst sie [die Agentur, Anm. d. Red.] nie bekommen, wenn du so argumentierst.» Schröder täuschte sich: Berlusconi und die Italiener bekamen den Zuschlag.

Die anekdotische Schilderung findet sich in einem soeben erschienenen Buch mit dem Titel «Die heimliche zweite EU-Bürokratie». Verfasst hat es der österreichische EU-Abgeordnete Martin Ehrenhauser. Der fraktionslose Parlamentarier lenkt den Blick auf den bürokratischen Wildwuchs in der Europäischen Union. Das Thema ist brisant: Während Brüssel verlaublich laut, die Verwaltungskosten der Kommission von 2000 bis 2009 um 3 Prozent gesenkt zu haben, nahmen sie in Tat und

Wahrheit zu. Mit den zahlreich entstandenen Agenturen, die über 18 Mitgliedstaaten verteilt sind, hat die EU eine Art bürokratisches Spinnennetz über Europa gelegt. Rechnet man diese Aussenposten hinzu, sind die Ausgaben um fast 20 Prozent gestiegen.

Zunahme um 4000 Prozent

Agenturen gibt es für alle möglichen Dinge. Im griechischen Thessaloniki befindet sich das Europäische Zentrum für die Förderung der Berufsbildung (Cedefop). Im spanischen Bilbao steht die Europäische Agentur für Sicherheit und Gesundheitsschutz am Arbeitsplatz (EU-OSHA). Auf die beiden französischen Städte Lille und Valenciennes ist die Europäische Eisenbahnagentur (ERA) verteilt. Und im litauischen Vilnius entsteht das Europäische Institut für Gleichstellungsfragen.

Die bürokratischen Aussenstellen wuchsen rasant. Gab es 1990 erst 4 Agenturen, sind es heute 38; 4 weitere sind in Planung. Der Personalbestand stieg seit dem Jahr 2000 um 4000 Prozent. Das Gesamtbudget liegt heute bei gegen 1,7 Milliarden Euro.

Dass dieses Geld nicht immer optimal investiert ist, zeigen die Bilanzen. Eine aufschlussreiche Kennzahl ist der Anteil der Verwaltungskosten am Gesamtbudget der einzelnen Agenturen. In mehreren Fällen beträgt er über

drei Viertel. Spitzenreiter sind die Europäische Stiftung für Berufsbildung (ETF) in Turin und das europäische Organ zur Stärkung der justiziellen Zusammenarbeit (Eurojust) in Den Haag. Beide weisen einen Verwaltungskostenanteil von 78 Prozent auf. Allerdings scheint das für EU-Verhältnisse nicht aussergewöhnlich zu sein.

Dicht dahinter folgen das Europäische Innovations- und Technologieinstitut (EIT) in Budapest mit 76 Prozent, die Europäische Eisenbahnagentur (ERA) mit 75 Prozent und die Europäische Agentur für Netz- und Informationssicherheit (Enisa) in Heraklion sowie die Europäische Verteidigungsagentur (EDA) in Brüssel mit je 73 Prozent. Aufgrund solcher Zahlen drängt sich der Eindruck auf, dass manche Agenturen vor allem dem Zweck dienen, sich mit sich selber zu beschäftigen.

Wenig dazu angetan, diesen Eindruck zu zerstreuen, ist eine Meldung über die EU-OSHA. Sie beschäftigte im vergangenen Jahr 41 Mitarbeiter. Es handelt sich also um eine eher kleine Agentur. Umso mehr erstaunt die Anzahl der Verwaltungsräte: Es sind 87.

«Viele von ihnen sind ehemalige Politiker», sagt Buchautor Ehrenhauser. «Hier werden Versorgungsjobs geschaffen.» Ironie der Geschichte: Der ehemalige Kommissionspräsident Romano Prodi forcierte die Bildung der

Agenturen mit dem Ziel, die Verwaltung effizienter zu machen. Eingetreten ist offensichtlich das Gegenteil.

Grosszügige «Einrichtungsbeihilfe»

Ein Beispiel. Bei der Europäischen Aufsichtsbehörde für das Globale Satellitennavigationssystem (GSA) stiegen die Gebäudekosten pro Mitarbeiter in den letzten drei Jahren um mehr als 100 Prozent, die Personalkosten kletterten von 94 000 auf 144 000 Euro.

Beamter der Union zu sein, ist lukrativ. Allein die Kommission beschäftigt 23 186 Beamte – und jeder Vierte von ihnen bezieht ein Monatssalär von über 10 000 Euro. Das Grundgehalt der höchsten Stufe beträgt je nach Dienstalter zwischen 16 600 und 18 000 Euro (siehe Tabelle). Beamte der niedrigsten Gehaltsgruppe kommen immerhin noch auf knapp 3000 Euro monatlich.

Bei diesen Löhnen sind diverse Zulagen und Vergünstigungen nicht eingerechnet. Ein Spitzenbeamter mit zwei Kindern kann ein Monatsgehalt von über 24 000 Euro erzielen.

Die Sonderleistungen sind vielfältig. Als Schmerzensgeld für den Aufenthalt in Brüssel gibt es eine sogenannte Auslandszulage von 16 Prozent. Wer verheiratet ist oder in fester Partnerschaft lebt, bekommt eine «Haushaltszulage» von monatlich 149 Euro plus 2 Prozent des Grundgehalts. Noch besser schneiden Beamte mit Kindern ab. Für jeden Sprössling erhalten sie eine «Familienzulage» von 326 Euro und eine «Erziehungszulage» von 221 Euro pro Monat.

Verlegt ein Beamter berufsbedingt seinen Wohnsitz, werden ihm nicht nur die Umzugskosten erstattet, er erhält auch eine grosszügige «Einrichtungsbeihilfe» in der Höhe von zwei Monatsgehältern. Zieht er am Ende seiner Tätigkeit in Brüssel wieder in die Heimat zurück, legt die Union erneut zwei Mo-

natsgehälter drauf – diesmal unter dem Titel «Wiedereinrichtungsbeihilfe».

Ergänzt werden die substanziellen Gehaltsaufbesserungen durch eine Reihe von Bevorzugungen und Vergünstigungen. EU-Beamte dürfen auf Unionskosten private Reisen unternehmen. Im vergangenen Jahr erhielt jeder Beamte dafür durchschnittlich 2164 Euro –

Luxuriöses Beamtenleben		
So viel verdienen die Funktionäre der EU (ohne Zulagen)		
Gehaltsgruppe	Grundgehalt (in Euro)	
	mindestens	maximal
16	16 600	18 025
15	14 672	16 600
14	12 967	14 672
13	11 461	12 967
12	10 129	11 461
11	8 953	10 129
10	7 913	8 953
9	6 993	7 913
8	6 181	6 993
7	5 463	6 181
6	4 828	5 463
5	4 267	4 828
4	3 771	4 267
3	3 771	3 771
2	2 946	3 333
1	2 604	2 946

Quelle: EU

Lukrativ: Jeder Vierte verdient über 10 000 Euro.

pauschal und ohne Vorlage der tatsächlichen Kosten. 2009 verbuchte die Union für Privatreisen über 53 Millionen Euro. Nimmt man die Beamten des Parlaments und weiterer EU-Institutionen hinzu, die hier ausgeklammert sind, resultiert gar ein Privatreisebudget von rund 60 Millionen Euro.

Besonders wirkungsvoll privilegiert werden

die Beamten bei den Steuern. Aufgrund einer sehr flachen Progression müssen beispielsweise für ein Grundgehalt von 7600 Euro nur knapp 12 Prozent Steuern entrichtet werden. Sämtliche Zulagen sind steuerfrei.

Einkaufen ohne Mehrwertsteuer

Beamte, die nach Brüssel ziehen, werden überdies von der Mehrwertsteuer befreit. Während eines ganzen Jahres dürfen sie mehrwertsteuerfrei einkaufen. Ein Ratgeber beantwortet häufig gestellte Fragen. «Gibt es einen Höchstbetrag für mehrwertsteuerfreie Einkäufe?», lautet Frage 67. Die Antwort: «Nein.» Oder Frage 80: «Ich will einen Gegenstand im Ausland kaufen. Wird mir die Mehrwertsteuer erstattet?» Antwort: «Ja, wenn die Bestimmungen des Merkblatts eingehalten werden.»

Besonders beliebt ist offensichtlich der Kauf von Neuwagen. «Ich will einen Personenkraftwagen mehrwertsteuerfrei kaufen. Was muss ich tun?», lautet Frage 69 des Vergünstigungsratgebers.

Wie stark die Privilegien für die Beamten einschenken, zeigt ein Blick auf die Mehrwertsteuersätze der Union: Sie betragen, je nach Mitgliedstaat, bis zu 25 Prozent. EU-Beamte bezahlen also beispielsweise für ein Auto bis zu einem Viertel weniger als Normalbürger.

Angesichts dieser Sonderbehandlung dürfte der jüngste Vorschlag von Manuel Barroso auf begrenztes Verständnis stossen. Der Kommissionspräsident forderte letzte Woche in seiner Rede zur «Lage der Europäischen Union» neue, «eigene» Finanzquellen für die EU. Die Rede ist bereits von einer «europäischen Steuer».

Ob die Beamten davon ausgenommen sein werden, ist noch nicht bekannt.

Martin Ehrenhauser: Die heimliche zweite EU-Bürokratie. Kostenlose Exemplare können bestellt werden unter office@ehrenhauser.at.

Erst denken, dann drehen.

Federico, Speedcuber & Rivellutionär

ERFRISCHE DEINEN GEIST! MIT RIVELLA GRÜN.

lang-lebe-anders.ch

erdmannteiker

Der grosse Diktator

Fidel Castro meldet sich zurück und narrt die Weltöffentlichkeit. Wie kommt es, dass der kubanische Caudillo viel mehr Fans hinter sich weiss als beispielsweise der chilenische Autokrat Augusto Pinochet, der mit Castro vieles gemeinsam hat? Ein Vergleich. *Von Alex Baur*

Mit 84 Jahren meldet sich der schon fast totgeglaubte Autokrat zurück als Elder Statesman. Die Verfolgung von Homosexuellen und die Stationierung sowjetischer Atomraketen sei ein Fehler gewesen, lässt Fidel Castro verlauten. Gegenüber zwei US-Journalisten soll er das kubanische Modell gar für gescheitert erklärt haben. Kaum hatte die Meldung den Erdball umkreist, dementierte Castro wohlgelaunt: Er sei falsch verstanden worden. Das ist gut möglich. Seine wirren Reden erinnerten schon immer an italienische Arien: Sie klingen gut, sind unendlich lang und von beliebigem Wortlaut. Ein Diktator ist keine Rechenschaft schuldig, er ändert seine Meinung, wann es ihm beliebt. Das gehört zu seinem Wesen.

Caudillos wie Fidel Castro hat Lateinamerika viele hervorgebracht. Fast alle haben sich mit Uniformen geschmückt, Frauen beglückt, Spitäler und Schulen gebaut und sich als Erlöser der Armen feiern lassen. Gegner verfolgen sie gnadenlos, bis sie eines Tages, von Kugeln durchsiebt oder von einer Bombe zerfetzt, zu Grabe getragen und möglichst schnell vergessen werden. In dieser Hinsicht ist Castro eine Ausnahme. Nach fast einem halben Jahrhundert übergab er die Macht vor vier Jahren seinem Bruder Raúl und ging in Rente – ohne dass sein Machtapparat zusammenbrach. Das hat vor ihm kaum einer geschafft.

Das hat viel damit zu tun, dass Fidel bis heute viele Fans hat. Da waren nicht nur die «usual suspects» wie Gaddafi (er verlieh ihm den libyschen Menschenrechtspreis) oder Arafat. Auch Staatsmänner wie Willy Brandt, François Mitterrand und allen voran der kanadische Premier Pierre Trudeau waren Freunde, auf die Castro sich verlassen konnte. Ganz zu schweigen von seinen strategischen Verbündeten – früher die Sowjets, heute Venezuela –, die sein marodes System mit Milliardenzahlungen vor dem Untergang bewahrt haben.

Mandela, Sartre, Spielberg

Entscheidend für Castros Image war eine illustre Schar von hochkarätigen Intellektuellen und Promis, die dem kubanischen Caudillo die Stange hielten: Ernest Hemingway, Gabriel García Márquez, Jean-Paul Sartre, Nelson Mandela, Jack Nicholson, Robert Redford, Steven Spielberg, Maradona, Ted Turner – die Liste liesse sich beliebig verlängern. Dieses Phänomen ist umso erstaunlicher, als die meisten Fidel-Fans andere Diktatoren aufs schärfste verurteilten. Vor allem einen hassten



Tausende von Opfern: Pinochet, Castro 1971 in Chile.

sie alle: Augusto Pinochet, der Chile von 1973 bis 1990 mit eiserner Faust regierte. Dabei hatten die beiden Antagonisten aus dem Kalten Krieg viele Gemeinsamkeiten.

Castro (sein Vater war Gutsherr) wie Pinochet (Sohn eines Feuerwehrmanns) stammten aus der Mittelschicht. Castro studierte Recht, er wurde im Zuge der Studentenrevolten der 1930er Jahre politisiert und gründete eine irreguläre Armee. Pinochet ging den umgekehrten Weg: Er trat jung in die reguläre Armee ein und machte Karriere als Professor für Recht und Geopolitik in militärischen Hochschulen. Der junge Castro wurde von seinem späteren Widersacher gefördert, dem Diktator Fulgencio Batista. Pinochet wurde sogar vom Mann zum Chef der chilenischen Armee ernannt, den er 1973 stürzen sollte: dem gewählten Präsidenten Salvador Allende.

Nach der Wahl des Kommunisten Allende reiste Castro im November 1971 nach Chile. Dort kreuzten sich die Wege der beiden Diktatoren erstmals. Während des Staatsbesuchs, der 21 Tage dauerte, fungierte Pinochet als Vertreter der Armee. Pinochet galt als apolitisch und loyal, weshalb ihn Allende 1973 zum Chef der Armee ernannte. Tatsächlich schlug sich Pinochet nur zögernd und erst in letzter Sekunde auf die Seite der Putschisten, die am 11. September des gleichen Jahres Allende stürzten. Die Diktatur, die Pinochet danach während siebzehn Jahren verwaltete, war definitiv nicht durch ihn verursacht worden.

1973 drohte Chile das Chaos. Nach der Verstaatlichung aller Banken und grösseren Unternehmen war die Wirtschaft zusammengebrochen, die Hyperinflation traf vor allem die Armen, Streiks legten das öffentliche Leben lahm. Das Oberste Gericht hatte die Enteignungen im Mai für verfassungswidrig erklärt, Chile wurde unregierbar. Mit 36 Prozent Wähleranteil, konnte Allende seine Reformen im Parlament nicht umsetzen.

Fidel Castro hatte sich 1959 an die Macht geputscht, mit dem Versprechen, innerhalb von zwölf Monaten freie Wahlen durchzuführen. Die Kubaner warten bis heute darauf. Castros korrupter Vorgänger Batista, der eine eher linke Politik betrieben hatte, wurde von den Gewerkschaften bis zum bitteren Ende gestützt. Den kommunistischen Charakter seiner Revolution, den Castro anfänglich entrüstet bestritt, deklarierte er erst zwei Jahre später. Der eher wortkarge Pinochet dagegen hatte nie eine Demokratie versprochen. Er führte sie nach siebzehn Jahren trotzdem wieder ein.

Brutal waren sie beide. Gemäss der «Wahrheitskommission», die das chilenische Parlament nach Pinochets Abgang sofort einsetzte, wurden während der Diktatur 2296 angebliche Regimegegner ermordet; 27 265 Menschen wurden verhaftet und zum Teil gefoltert, rund 220 000 gingen ins Exil. Über die Zahl der Exekutionen in Kuba existieren naturgemäss nur

Schätzungen, die von einigen hundert bis Tausende von Toten reichen. Gemäss Human Rights Watch gibt es in Kuba auf 11,2 Millionen Einwohner 70 Gefängnisse und 200 Umerziehungslager. Zwei Millionen Kubaner flüchteten, oft unter Lebensgefahr, ins Exil. Wenn gleich ein zuverlässiger «body count» nicht möglich ist, dürfte Castro ungleich mehr Tote auf dem Gewissen haben als sein Antagonist. Allein die Kriegseinsätze in Angola kosteten geschätzten 14 000 Kubanern das Leben. Wie viele auf der Flucht in die USA ertranken oder von Haien zerrissen wurden, ist nicht bekannt.

Castros bemerkenswerteste Leistung waren seine unendlich langen Reden, mit denen er, schon rein physisch, jeden Gegner zum Schweigen brachte. Mit Zahlen und Statistiken, die niemand überprüfen kann, deutete er noch jeden Fehlschlag in einen Erfolg um. So gilt Castros Erziehungs- und Gesundheitssystem als modellhaft. Dabei sind kostenlose Volksschulen und Spitäler heute fast überall in Lateinamerika eine Selbstverständlichkeit.

Ein anderer Mythos ist der amerikanische Wirtschaftsboykott, der die kubanische Misere rechtfertigen soll – als ob das Glück der Kuba-

Das Einzige, was in Kuba heute floriert, ist die Prostitution, die Castro angeblich ausgerottet hat.

ner von Chrysler, Coca-Cola und McDonald's abhinge. Das Einzige, was in Kuba heute floriert, ist die Prostitution, die Castro angeblich ausgerottet hat. Geändert hat sich nur die Herkunft der Freier: Bedienten die «jineteras» einst vorwiegend Amerikaner, kommen die Sextouristen heute aus Kanada und Europa.

Vor Castros Revolution gehörte Kuba – einst der weltweit wichtigste Lieferant von Nickel und Zucker – zu den reichsten Ländern Lateinamerikas, mit einer breiten Mittelschicht. Heute werden 80 Prozent der Lebensmittel importiert. Ausfuhren von jährlich 2,5 Milliarden Dollar stehen Einfuhren von 9 Milliarden gegenüber. Zum Vergleich: Mit nur unwesentlich mehr Einwohnern (17 Millionen) exportiert Chile jährlich Waren für 53 Milliarden Dollar, die Importe belaufen sich auf 40 Milliarden. Seit den 1990er Jahren hat Chile mit jährlichen Wachstumsraten von 5 bis 10 Prozent ein eigentliches Wirtschaftswunder erlebt.

Heute gehört das OECD-Mitglied Chile zu den reichsten Ländern Lateinamerikas mit einer schnell wachsenden Mittelschicht. Die «neoliberale» Revolution nach den Rezepten von Milton Friedmann, die unter Pinochet eingeleitet wurde, hat Früchte getragen. Pinochet selber war kein liberaler Ideologe, sondern ein Pragmatiker. Er hatte begriffen, dass er den bankrotten Staat, den er übernommen hatte, nur durch Privatisierungen und Deregulierung wieder ins Lot bringen konnte.

Pinochet trat 1990 ab, nachdem 55,99 Prozent der Chilenen für die Rückkehr zur Demokratie gestimmt hatten (44 Prozent wollten den Diktator im Amt belassen). Papst Johannes Paul II. hatte Pinochet 1987 anlässlich eines Besuches das Plebiszit abgerungen. Derselbe Papst besuchte zehn Jahre später auch den kubanischen Diktator. Der grösste Erfolg, den der Heilige Vater in Kuba erzielte, war die Wiedereinführung des Weihnachtsfestes.

Die Freundschaft von Frau Thatcher

Pinochet hat während seiner Amtszeit ein Vermögen von 28 Millionen Dollar zusammengepflückt, das heute zu einem grossen Teil beschlagnahmt ist. Theoretisch sah die neue Verfassung Straffreiheit für den abtretenden Diktator vor. Bei Pinochets Tod im Dezember 2006 waren trotzdem rund 300 Strafverfahren gegen ihn hängig. Aus Angst vor Vandalismus wollte kein Friedhof seine Asche aufnehmen. Solche Probleme sind Castro fremd, der theoretisch einen Lohn von 600 Pesos (weniger als 100 Dollar) pro Monat bezieht. Das Magazin *Forbes* zählt ihn gleichwohl zu den reichsten Männern der Welt – schliesslich gehöre ihm faktisch ganz Kuba. Castro hat mindestens neun Kinder gezeugt, davon drei ausserehelich. Pinochet bloss sechs (eines ausserehelich).

Die britische Premierministerin Margaret Thatcher – die Bande zwischen England und Chile sind historisch gewachsen und wurden im Falklandkrieg 1982 gefestigt – war neben dem 1975 verstorbenen Generalísimo Franco weltweit die einzige bekannte Politikerin, die sich zu ihrer Freundschaft mit Pinochet bekannte. Zahlenmässig hatte er wohl weniger Feinde als Castro (allein in Florida ersehnt schätzungsweise eine Million Exilkubaner den Tod des Patriarchen, unter ihnen seine Schwester und eine Tochter). Allein die (mediale) Wahrnehmung ist eine ganz andere.

Castro verschaffte sich vor allem mit seiner antiamerikanischen Rhetorik Sympathien. Er verstand es stets, den Nerv der Zeit zu treffen. In den 1960er Jahren surfte er auf dem «Dritt-weltismus» und der Renaissance des Marxismus. Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus verlegte der Diktator seine Rhetorik auf Globalisierung, Ökologie und Nachhaltigkeit. Neuerdings tritt Fidel, der die Welt 1963 an den Rand eines Atomkrieges brachte, als Warner vor dem «nuklearen Holocaust» auf.

Ein Spanisch- oder Salsakurs in Havanna macht sich bis heute gut im Curriculum eines anständigen Linken. Dass sich das Unrechtsregime nur dank einem ausgeklügelten Blockwartssystem und, wenn nötig, mit brutaler Repression an der Macht hält, blenden die Revolutions-Touristen aus. Kaum ein Castro-Fan würde selber unter den Bedingungen leben wollen, die das Regime den Kubanern auferlegt. Fidels Image konnte die Realität auf der Insel seltsamerweise nie etwas anhaben. ○

Lady Gaga und das Ende des Sex

Sie gewann eben acht MTV Video Music Awards und wird von ihren Fans als erotische Tabubrecherin verehrt. Das ist unverständlich. Lady Gaga ist eine kalkulierte, keimfreie Erscheinung, der etwas Gruseliges anhaftet. Ihre Songs sind schal, ihre Kinderreime sinnlos. *Von Camille Paglia*



«Kunst ist eine Lüge»: Popstar Gaga, geborene Stefani Germanotta.

Lady Gaga ist der erste Superstar des digitalen Zeitalters. Seit ihrem Aufstieg ist sie fast durchgehend auf Tournee gewesen. Mit anderen Worten: Sie ist unablässig in Bewegung und war daher für eine ernsthafte Beobachtung nicht greifbar. Oft sieht man sie auf Fotos in irgendeiner bizarren Ausstattung und mit schrecklicher Perücke auf der Strasse stöckeln. Das meiste, was sie über sich selber sagte, wurde nie von unabhängiger Seite bestätigt und sollte deswegen mit Skepsis betrachtet werden. «Musik ist eine Lüge», «Kunst ist eine Lüge», «Gaga ist eine Lüge» und «Ich lüge breitflächig» gehören zu ihren Sätzen. Sätze, die ihre Fans schlucken, ohne zu kauen.

Ständig preist sie ihre symbiotische Verbundenheit mit ihren Fans, den «kleinen Monstern», die sie dazu anhält, «sich selber zu lieben», als seien sie beschädigtes Gut, das ihre therapeutische Hilfe benötige. «Ihr seid Super-

stars, ganz egal, wer ihr seid!», sagt sie ernsthaft von der Bühne herab, während das Geld der Fans ihre Taschen füllt. Einem Magazin sagte sie in messianischem Eifer: «Ich liebe meine Fans mehr, als das je ein Künstler vor mir getan hat.» Sie behauptet, sie habe das Leben von Behinderten verändert, die beglückt waren von den juwelenbesetzten Krücken in ihrem «Paparazzi»-Video.

Sprachrohr aller Freaks

Obwohl sie als Sprachrohr aller Freaks und Unangepassten auftritt, gibt es wenig Hinweise darauf, dass sie selber je eine Aussenseiterin war. Sie wuchs in einer geordneten und immer wohlhabender werdenden Familie auf, sie besuchte dieselbe Privatschule in Manhattan wie Paris und Nicky Hilton. Es gibt eine monumentale Kluft zwischen Gagas melodramatischer Selbstdarstellung als einsamer, rebel-

lischer Künstlerin und dem mächtigen Geschäftsapparat, der für ihr ausgefallenes Image zahlte und dafür sorgte, dass ihre Songs auf allen Radiostationen immer wieder gespielt wurden. Seit zwei Jahren habe ich ärgerlich viel Zeit damit verbracht, Gagas eingängige, aber seichte Hits im Radio zu vermeiden – diese banale Stimme, die zwischen einem faden Kaugummi-Sopran und einem aufdringlichen, falsch-männlichen Alt hin und her pendelt. Gagas angemessener Rahmen sind Bars und Dance-Clubs, wo sie überaus populär ist.

Lady Gaga ist eine künstliche Persönlichkeit, hergestellt vor nicht allzu langer Zeit. Bilder, auf denen Stefani Germanotta vor ein paar Jahren zu sehen ist, zeigen eine temperamentvolle Brünette mit einer strahlenden Haut. Die weltberühmte Gaga hingegen wirkt mit ihren schweren Perücken und riesigen Sonnenbrillen (die sie unhöflicherweise auch bei Interviews

trägt) entweder morbid oder wie eine einfältige Puppe. Keine Spur von Spontaneität. Für jeden Auftritt in der Öffentlichkeit, absurderweise selbst in Flughäfen, wo die meisten Berühmtheiten unerkannt zu bleiben versuchen, werden Frisur und exzentrisches Outfit vorher von einer unsichtbaren Truppe von Zaubern sorgfältigst inszeniert.

Obwohl sie ihr bleiches Fleisch, spärlich verhüllt von den Sodomas-Uniformen urbaner Prostitution, bei jeder Gelegenheit herzeigt, ist sie sehr viel weniger sexy, als Stefani Germanotta einst war. Sie wirkt wie eine steife Marionette oder ein plastifizierter Androide. Wie konnte eine derart kalkulierte, künstliche, klinische und aseptische Erscheinung ohne jede echte Erotik zur Ikone ihrer Generation werden? Kann es sein, dass Gaga das erschöpfte Ende der sexuellen Revolution darstellt? Mit ihrer manischen Verkörperung von ständig wechselnden Figuren, allesamt überinszeniert und klaustrophobisch, haben wir möglicherweise den Schluss einer Ära erreicht.

Gaga hat bei Madonna so heftige Anleihen gemacht (wie in ihrem Video «Alejandro»), dass man die Frage stellen muss, wann Hommage zum Diebstahl wird. Aber der Punkt ist ein anderer: Die junge Madonna war ein feuriges Wesen. Sie war die wahre Erbin der gebieterischen Sexpionierin Marlene Dietrich, die als Erste mit Travestie kokettiert und für sich ein raffiniertes Bild harten Glamours geschaffen hatte. Für Gaga ist Sex hauptsächlich Dekor und Oberfläche. Sie ist wie das laminierte Imitat eines Rokoko-Möbels. Es ist alarmierend, dass die Generation Gaga den Unterschied nicht erkennt. Ist das der Tod von Sex? Vielleicht ist der Symbolstatus, den Sex ein Jahrhundert lang hatte, kaputtgegangen. Die Fieberkurve fällt.

Gaga scheint wie ein Komet, eine stimulierende Explosion von Neuigkeit, obwohl sie

rücksichtslos anderer Leute Arbeit rezykliert. Sie ist die Diva des Déjà-vu. Gaga hat geschickt bei Cher abgekupfert, bei Jane Fonda als Barbarella, bei Gwen Stefani und Pink, ebenso bei Mode-Musen wie Isabella Blow und Daphne Guinness. Die Drag-Queens, die Gaga angeblich so bewundert, sehen in der Regel in ihren überzogenen Outfits sehr viel sexier aus als sie.

Zu all dem Plunder kommt unerfreulicherweise, dass Gagas Mimik ausserordentlich begrenzt ist. Ihre Videos drängen der Kamera und uns immer wieder dieses blanke, unfrohe Gesicht auf. Es hat etwas Gruseliges und etwas Zwingendes. Marlene und Madonna vermittelten – wahr oder nicht wahr – den Anschein, pansexuell zu sein. Gaga ist trotz all ihren Ver-

Mit ihren Ansprüchen, der Avantgarde anzugehören, hat sich Gaga verstiegen.

renkungen und Posen asexuell. Wer, wie sie vor kurzem, in schwarzem Bustier, mit Netzstrümpfen und Stiletto ins Fitnessstudio geht, ist nicht sexy, sondern sexuell gestört. Ausserdem ist es sträflich kontraproduktiv, weil es die kulturellen Assoziationen, die wir mit Transgression verbinden, banalisiert. Madonna war auf ihrem Weg ins Gym, das ist ihr zugutezuhalten, immer ziemlich schäbig gekleidet und brutal ungeschminkt.

Es ist interessant, Gagas schale Songs mit den sinnlosen Kindervers-Reimen mit Madonnas «Burning Up» zu vergleichen, dem ersten Song und ersten Video, das ihr bei MTV zu Aufmerksamkeit verhalf: Madonna bot Feuerwerk und einen für damalige Zeiten schockierenden Blowjob an. Was wir in Gagas Videos sehen, ist nicht Madonnas kühne Lebenslust, sondern eine verstörende Neigung zu Verstümmelung und Tod. Verbal wurde Gaga zunehmend ex-

pliziter, wenn es um ihre sexuellen Probleme ging. Sie sagte, sie lebe «ziemlich keusch» und vermeide Sex, weil sie fürchte, ihre Kreativität durch ihre Vagina einzubüssen – ein unter jedem Aspekt erstaunlicher Ort für den Verlust künstlerischer Energie.


Fachfrau des übereifrigen Showbusiness

Mit ihren Ansprüchen, der Avantgarde anzugehören, hat sich Gaga weit über ihre Fähigkeiten hinaus verstiegen. Aber sie will beides, hip und avantgardistisch sein und dennoch populär und universell – eine Fachfrau des übereifrigen Showbusiness. Und die meisten ihrer Verehrer scheinen keine Ahnung zu haben von Powerfrauen wie Tina Turner oder Janis Joplin, zwei Riesenpersönlichkeiten mit heftigen Leidenschaften.

Die Generation Gaga identifiziert sich nicht mit mächtigen vokalen Ausdrucksformen, weil ihre eigene Stimme verkümmert ist. Sie kommuniziert stumm mit einem konstanten Strom telegrafischer Textbotschaften. Gagas flache Ausstrahlung kümmert sie nicht, weil sie nicht daran gewöhnt ist, auf Gesichtsausdruck zu achten.

Gagas Fans sind einer globalen Technologie schicker Gadgets und emotionaler Armut ausgesetzt. Die Grenzen zwischen öffentlich und privat sind verwischt worden: Die Zahl der Reality-Shows nimmt ständig zu, Handy-Gespräche müssen überall und jederzeit geführt und mit angehört werden, Geheimnisse werden achtlos auf Facebook und Twitter preisgegeben. Und Gaga plaudert über ihre Vagina. In der sich ausbreitenden Web-Anarchie ist die Trennung zwischen Fakten und Fiktionen untergegangen.

Camille Paglia ist Medien-Professorin an der University of the Arts in Philadelphia.
© The Sunday Times Magazine
Aus dem Amerikanischen von **Beatrice Schlag**



Spenden Sie, damit
Pascal dabei sein kann.

Die Stiftung Cerebral hilft in der ganzen Schweiz Kindern wie Pascal und deren Familien. Zum Beispiel mit Massnahmen zur Förderung der Mobilität. Dazu brauchen wir Ihre Spende, ein Legat oder Unternehmen, die einzelne Projekte finanzieren. Helfen Sie uns zu helfen.

 **Cerebral**
Helfen verbindet



Schweizerische Stiftung für das cerebral gelähmte Kind
Erlachstrasse 14, Postfach 8262, 3001 Bern,
Telefon 031 308 15 15, **PC 80-48-4**, www.cerebral.ch

Umweg ins Herzrevier

Auffallend viele Komiker sind männlich und hässlich. Der Grund liegt in der Biologie des Menschen: Wer lustig ist, erhöht seine Fortpflanzungschancen.

Von Peter Keller



Notorischer Buchhalter: Satiriker Jacobbo.



Prinzessin in Plüsch: Cindy aus Marzahn.

Babys sind süß. Das behaupten nicht nur ihre bis zur Blindheit verzückten Eltern. Kleine Kinder lösen tatsächlich eine Art Stupsnäscheneffekt aus. «Ach, wie herzlich die sind. Und wie sie strampeln. Und diese Speckröllchen.» Die Natur sorgt beim Betrachter für Beschützerinstinkte – was sie auch tun sollte. Schliesslich braucht der menschliche Säugling die totale Zuwendung seiner Umgebung. Während Monaten. Die niedliche Wirkung ist eine Frage des Überlebens.

Irgendwann muss der Strampler auf eigenen Füßen gehen. Die Nase wächst. Bei manchen mehr, als ihnen lieb ist. Anderen stehen die Ohren ab. Oder ihr Körper bleibt zurück, völlig untauglich für Sport und Prügeleien. Der Pausenplatz offenbart schonungslos: «Ich bin nicht so wie die anderen. Ich befinde mich ausserhalb der Norm, am unteren Ende der sozialen Hierarchie. Mit anderen Worten: Ich bin ein hässlicher Aussenseiter.»

Am schmerzlichsten zeigt sich dieser Tritt aus dem Stupsnäschenparadies, wenn das andere Geschlecht einen komplett ignoriert. Klassenschwarm ist der «supersüße» Fussballgott oder die kokette Quartierschönheit mit dem blonden Pferdeschwanz. Für die Schattengewächse bleibt kein Blick übrig. Was tun, um nicht endgültig aus der Fortpflanzungskette zu fallen?

Weniger hübsche Mädchen ziehen sich zurück und hoffen, dass aus dem unscheinbaren Entleindereinst doch noch ein strahlender Schwan wird. Und die Jungs? Sie müssen den Wettbewerb verlagern, nur weg vom Sportplatz und vom Freibad. Mit ihrer Hässlichkeit zaubern sie kein Lächeln auf die Lippen der Angebeteten. Aber durch Kapriolen, Charme und Witzigkeit. Also rauf auf die Bühne, das Rampenferkel muss raus. So kommen die lustigen Loser doch noch zu Anerkennung und vielleicht sogar zum ersten Kuss. Humor heisst der erfolgreiche Umweg ins weibliche Herzrevier. Nicht nur für Klassenclowns.

Klein, schwächling, verschüchtert

Es ist auffallend: Die meisten Komiker sind männlich und die besten unter ihnen von erlesener Hässlichkeit. Kann man sich Woody Allen als arischen Stadt-Adonis vorstellen? Wie er grossgewachsen und mit stahlblauen Augen durch New York irrlichtert, sich muskelbepackt auf die Couch eines Psychiaters legt? Woody Allen ist Woody Allen, weil er aussieht wie Woody Allen. Zu klein, zu schwächling, zu verschüchtert.

Aus dieser biografischen Wunde schlägt er seinen Witz, und so hat er sich als Filmfigur verewigt: Woody Allen spielte den intellektuellen Erfolgskomiker Alvy Singer, und Alvy

Singer prägte das öffentliche Bild des «Stadtneurotikers» Woody Allen.

Ob Peach Weber (Abteilung lustige Dicke) oder Harald Schmidt (böser Schlaks) oder Didi Hallervorden (bei ihm ist die Grimasse die halbe Pointe): Sie sind alles andere als Schönlänge, dafür erfolgreiche Entertainer. Und Erfolg verströmt Sex-Appeal. Frauen wollen Männer, die etwas erreicht haben, und sie mögen es, unterhalten zu werden. Spitzenkomiker bedienen beide Bedürfnisse – Darwin weiss, warum.

Die amerikanische Anthropologin Gil Greengross nennt es das Gesetz des «survival of the funniest»: Die Lustigsten überleben. Humor gilt in der Wissenschaft als mentaler Fitnessindikator, als Zeichen von Intelligenz. Frauen schätzen deshalb witzige Männer. Man kennt das aus der Wunschliste für mögliche Lebenspartner: Neben «Pferde stehen» wollen Frauen einen Typen, der sie zum Lachen bringt. Männer möchten ebenfalls Frauen mit Humor, allerdings meinen sie damit etwas anderes: Sie suchen nach Frauen, die über ihre Scherze lachen. Der Witzbold lechzt nach weiblichem Publikum, das in Verückung über seinen Esprit gerät.

Komikerinnen sind dünn gesät. Ist es darum, weil Frauen in der Regel nicht lustig sind, wie der britische Autor Christopher Hitchens in

einem *Vanity Fair*-Artikel («Why Women Aren't Funny») behauptete? Auch sein Deutungsversuch landet in der Verhaltenspsychologie. «Die Hauptaufgabe, die ein Mann im Leben zu erfüllen hat, ist, das andere Geschlecht zu beeindrucken.» Nur habe ihn die Mutter Natur meistens mit mickrigen Waffen ausgerüstet. Ein durchschnittlicher Mann habe deshalb nur eine geringe Chance, sich im Paarungskampf durchzusetzen, und dazu sei er besser fähig, wenn er «eine Lady zum Lachen» bringe.

Wie ein Kerl mit Brüsten

Solche Typen sind dankbare Charaktere und Filmstoffe. Sei es der aufbrausende Zwerg Louis de Funès (1914–1983), das brummige Knollennasengesicht Walter Matthau (1920–2000) oder der trottelige Ben Stiller, dessen leicht unförmige Physiognomie gerade noch

Humor gilt in der Wissenschaft als mentaler Fitnessindikator, als Zeichen von Intelligenz.

als interessant durchgeht. Weibliche Schussel sind auch im Kino Mangelware.

Nora Ephron, die das Drehbuch zur Liebeskomödie «Harry und Sally» verfasst hat, erklärt sich die geringe Zahl Komikerinnen mit männlich geprägten Wertvorstellungen. «Wenn eine Frau einem Mann sagt, er sei lustig, ist das gleichbedeutend, wie wenn ein Mann einer Frau sagt, sie sei hübsch.» Um den Gedanken weiterzuspinnen: Hässlichkeit treibt Männer ins humoristische Fach – Frauen in die Verzweiflung.

Ausnahmen selbstverständlich ausgenommen. Sogar Christopher Hitchens erwähnt in seinem Text weibliche Comedians. Er macht bestimmte Merkmale aus. Oft seien die Damen derb oder lesbisch oder jüdisch («hefty or

dykey or Jewish») oder Kombinationen davon. Als Beispiel führt er Roseanne Barr an. Im deutschen Privatfernsehen hat sich Cindy aus Marzahn als deftige Prinzessin in Plüsch etabliert (sie trägt meist ein Krönchen im Haar und schlechtsitzende Wohnzimmertrainer). Ihre Kleidung betont Körperstellen, die sich eigentlich schon selber genug betonen – mit



Schicksal: Marty Feldman (1934–1982).

einer Gnadenlosigkeit, wie man sie sonst von männlichen Komikerkollegen kennt.

Cindys Publikum ist vorwiegend weiblich, und es kreischt wohligh auf bei deren schlüpfrigsten Pointen oder Sprüchen, die auf ihr Aussehen abzielen. So erzählt sie beglückt von ihrem neuen Freund Enrico, Typ Türsteher: «Kein Hals, keine Haare, kein Hirn.» Frauen

würden für Männer alles machen. «Ich hab mir vor Monaten für diesen Idioten das Fett absaugen lassen. Ich warte heute noch darauf, dass die Schwellungen zurückgehen.» Cindys Erfolgsrezept ist, dass sie Witze macht wie ein Kerl mit Brüsten.

Humor als Notwehr

Manche Komiker bewirtschaften ihre Hässlichkeit wie ein lustvolles Martyrium. Wer einmal Marty Feldman (1934–1982) gesehen hat, wird den Anblick dieses Schauspielers nie vergessen. Aus seinem Gesicht quellen murmelgrosse hellblaue Augen. Sie sind Folgen einer Schilddrüsenkrankheit (Morbus Basedow). Feldman war schon vor seiner Erkrankung im komischen Fach tätig. Es war sein Schicksal (und die Basis seines materiellen Erfolges), dass er fortan und für immer zum Mann mit den schielenden Glotzaugen wurde.

Auch der beste Satiriker der Schweiz ist weit entfernt davon, ein John Travolta oder Brad Pitt zu sein. Viktor Jacobbo orientiert sich eher am Woody-Allen-Typus: Zu grosser Kopf auf zu schmalen Schultern, die Ohrenspitzen leicht nach aussen geklappt. Er versteht es, sein wenig vorteilhaftes Äusseres zu akzentuieren: etwa als notorischer Buchhalter Erwin Bischofberger mit klebriger Seitenscheitel.

Hässlichkeit ist für die besten Komiker der biologische Auslöser für ihren Witz. Humor als Notwehr. Gibt es einen triumphaleren Moment, als wenn der kauzige Klassenclown den Schulgoliath mit einem Spruch vorführt?

Nicht wenige machen später ihr optisches Aussenseitertum zu Kapital. Wer die Leute zum Lachen bringt, hat sie im Sack. Das wissen die Werber und die schwächtigen Jungs auf dem Schulhof. Am Ende beschäftigt bloss noch eine Frage: Was tun die Hässlichen, die nicht lustig genug sind und trotzdem im Rampenlicht stehen wollen? Sie gehen in die Politik. O

KOSTENLOSE SEMINARE:
ANMELDUNG UNTER WWW.SAXOBANK.CH

SAXO BANK SEMINARE DER EINFACHE WEG ZUM ONLINE TRADING

WICHTIGES WISSEN
Saxo Bank Schweiz AG berücksichtigt weder Ihre finanzielle Situation, Ihre spezifischen Investitionsziele noch Ihre individuellen Risikopräferenzen. Das Handeln mit Derivaten und die Anlage in Derivaten können sehr spekulativ sein und sowohl zu Verlusten als auch zu Gewinnen führen. Sie sollten Ihre finanzielle Situation sehr sorgfältig überprüfen und sich mit Ihrem Finanzberater hinsichtlich der Eignung Ihrer Situation beraten und über diese einhergehenden Risiken verständigen, bevor Sie eine Anlage tätigen oder Transaktionen durchführen. Saxo Bank Schweiz AG ist keine Anlageberatung und übernimmt übernimmt keine Haftung für Ihren durch die Anlageentscheidungen entstandenen Verluste. Das Risiko bleibt für Ihre Anlageentscheidung vollständig. Der vollständige Haftungsausschluss ist zum Bestandteil des vollständigen Informationsblatts von Saxo Bank Schweiz AG, welches auf www.saxobank.ch einsehbar ist.

Saxo Bank Trading Seminare

Devisen, CFD, Livepreise, Rohstoffe, ETFs, Handelspsychologie, Aktien, FX-Optionen, Basismetalle, WebTrader, ETCs, Research, Edelmetalle, Schweizer Bank, SaxoTrader, Futures, Technische Analyse,...

JETZT IN ZÜRICH

SEMINARE IN ZÜRICH

14.-30. September 2010, jeden Dienstag und Donnerstag
- jeweils ab 18:30 Uhr im **Marriott Zürich**

ANMELDUNG UNTER
WWW.SAXOBANK.CH



THE SPECIALIST IN
TRADING & INVESTMENT

Verdrängungskampf im Paradies

Die Schweiz ist ein Dorado für Einwanderer. Vor allem gutausgebildete Arbeitskräfte strömen ins Land. Die Folgen sind dramatisch: Die Preise für Wohnraum werden steigen, Normalbürger an den Rand gedrängt. Es muss rechtzeitig gehandelt werden. *Von Reiner Eichenberger und David Stadelmann*



Hochqualifizierte Arbeitskräfte steigern die Produktivität: Forscher an der Uni Zürich.

2009 betrug die Nettoeinwanderung von Ausländern 77 200 Personen, also rund 1 Prozent der Bevölkerung. Das ist über 40 Prozent mehr als in den ersten Jahren des Freizügigkeitsabkommens von 2002 bis 2007 und mehr als doppelt so viel wie der Durchschnitt der Jahre 1991 bis 2001. Gegenüber dem Rekordjahr 2008 zeigt sich zwar ein Rückgang um einen Viertel. Der scheint jedoch seit Februar 2010 gestoppt, und die Prognosen für die Zukunft sind aus unserer Sicht eindeutig: Tendenz steigend.

Mit den heutigen gesetzlichen Regelungen treiben zwei Faktoren die Einwanderung: die Höhe des Schweizer Lebensstandards im internationalen Vergleich sowie die Verfügbarkeit von attraktiven Arbeitsstellen für Immigranten. Bei beidem bietet die Schweiz auf absehbare Zeit mehr als früher. Die Weltwirtschaftskrise hat die grossen Stärken der Schweiz noch sichtbarer gemacht. Dank guten politischen Institutionen – insbesondere direkter

Demokratie und ausgeprägtem Föderalismus – hatte sie schon vor der Krise vergleichsweise gesunde Staatsfinanzen, stabile Sozialwerke, eine gute Infrastruktur, einen flexiblen Arbeitsmarkt und dadurch tiefere Arbeitslosigkeit. Deshalb (und mit Glück) ist sie weit besser durch die Wirtschaftskrise gekommen als die meisten europäischen Länder. Daraus ergeben sich gute Wachstumsaussichten und damit viele attraktive Stellen für Einwanderer.

Vorteile der politischen Institutionen

Zugleich wird den Erwerbstätigen vom Wachstum mehr bleiben als im übrigen Europa. Denn die zu erwartende Steuer- und Abgabenbelastung ist deutlich tiefer, insbesondere auch, weil die Altersvorsorge solide finanziert ist. Damit ist die Schweiz der Zukunft ein Erwerbstätigen- und Einwandererparadies.

Die zuständigen Bundesämter stellen regelmässig fest, dass die Einwanderung zu Wirt-

schaftswachstum führt. Das ist zwar richtig, aber unwichtig. Denn Einwanderung führt zwangsläufig zum Wachstum der gesamten Wirtschaft. Wenn mehr Menschen arbeiten und konsumieren, muss das Volkseinkommen insgesamt steigen. Ohne das einwanderungsbedingte Bevölkerungswachstum von rund einem Prozent wäre das gesamte Volkseinkommen im Krisenjahr wohl um rund ein Prozent stärker gefallen. Na und? Das gesamte Volkseinkommen ist für den einzelnen Bürger praktisch bedeutungslos. Den Chinesen geht es nicht besser als den Luxemburgern, nur weil China dank seiner Grösse auch ein grösseres Gesamteinkommen hat. Von Bedeutung sind fast nur Einkommen und Wachstum pro Kopf. Die Frage ist also, wie sich die Einwanderung auf das Pro-Kopf-Einkommen auswirkt.

Mit der heutigen Einwanderung wächst insbesondere das Angebot an relativ hoch quali-

Je mehr Arbeit und Kapital in die Schweiz fliessen, desto knapper wird der Boden.

fizierten Arbeitskräften. Hochqualifizierte Arbeit wird deshalb weniger knapp, relativ wenig qualifizierte Arbeit wird hingegen knapper. Kurzfristig sinken deshalb die Löhne für Hochqualifizierte, wohingegen die Löhne für wenig Qualifizierte steigen. Dass dies tatsächlich zutrifft, zeigt auch eine neue vom Bund in Auftrag gegebene Studie der Berner Ökonomen Michael Gerfin und Boris Kaiser. Dabei gibt es eine Vielfalt an längerfristigen Wirkungsmechanismen.

1—Weil die Löhne für Hochqualifizierte sinken, sinken auch die Lohnkosten der Unternehmen. Das macht die Schweiz international wettbewerbsfähiger. Das zieht Investitionen an, was neue Arbeitsplätze schafft und den negativen Lohneffekten entgegenwirkt.

2—Weil die Löhne der Hochqualifizierten nur langsam wieder auf das alte Niveau steigen, bleiben auch die Lohnstückkosten der Produzenten tief. Tiefere Kosten heissen aber auch tiefere Preise, was den realen Lohnverlust mindert.

3—Weil die Löhne der Niedrigqualifizierten steigen, werden aufgrund des Freizügigkeitsabkommens bald mehr Niedrigqualifizierte einwandern – was deren Löhne wieder senkt. Weil das alles nur langsam geht, bewirkt die Einwanderung von Hochqualifizierten eine

gewisse Angleichung der Löhne. So titelte kürzlich die NZZ freudig: «Einwanderung nivelliert Löhne». Bald dürften aber die Nachteile nivellierter Löhne sichtbar werden: Sie mindern auch die Anreize der Schweizer, sich höher zu qualifizieren.

Zu welchem Gleichgewicht treiben diese komplexen Anpassungsmechanismen die Löhne? Die Lehrbuchantwort ist einfach: Entscheidend für die Einkommen ist die Produktivität. Diese wird vom Stand der Technik, von der Qualität der Infrastruktur und der Qualität der Gesetze getrieben (tiefe Steuern, wenig Regulierungen). Während die Technik stark durch die weltweite Entwicklung vorgegeben ist, hängen die anderen Grössen entscheidend von der nationalen und lokalen Politik und diese wiederum von der Qualität der politischen Institutionen ab. Diese wirken jedoch unabhängig von der Grösse des Landes und der Wirtschaft. Folglich wird durch den Zufluss von Arbeit und Kapital die Wirtschaft einfach proportional zur Einwanderung aufgebläht, die Pro-Kopf-Einkommen blieben also langfristig weitgehend unverändert.

Tatsächlich gibt es aber Abweichungen von der reinen Aufblähung der Wirtschaft:

1—Die Einwanderung besonders hoch qualifizierter Arbeitskräfte dürfte die Produktivität der einheimischen Arbeitskräfte allgemein steigern, weil sie es erlaubt, internationale technische Entwicklungen schneller zu adaptieren. Aufgrund neuer wissenschaftlicher Studien sind solche positiven Externalitäten von Bildung längerfristig bedeutend. Die dadurch erhöhten Einkommen bewirken jedoch die Einwanderung weiterer Arbeitskräfte – sowohl von hoch- wie von niedrigqualifizierten.

2—Umgekehrt dürfte die Einwanderung auch die Vorteile der schweizerischen politischen Institutionen mindern. So schafft die direkte Demokratie ein positives Verhältnis zwischen Bürger und Staat und damit eine relativ hohe Steuermoral. Wenn nun wegen der Einwanderung ein zunehmender Anteil gerade der guten Steuerzahler kein Stimmrecht hat, droht dadurch die Steuermoral zu sinken.

Wohnraum wird unerschwinglich

Es scheint also immer komplizierter zu werden. Zum Glück vereinfacht ein bisher vernachlässigter Faktor die Analyse massiv. Die beschleunigte Zuwanderung der mobilen Faktoren Arbeit und Kapital wird durch den immobilen Faktor Boden begrenzt. Je mehr Arbeit und Kapital in die Schweiz fliessen, desto knapper wird der Boden, wodurch die Bodenpreise und die Mieten steigen. Wie dieser Mechanismus funktioniert, illustriert heuteschon der Kanton Zug. Zug zieht, unter anderem dank tiefer Steuern, immer mehr Personen und Firmen an. Doch dadurch wird Zug nicht einfach immer nur noch attraktiver. Vielmehr sind dort mittlerweile die Bodenpreise so hoch, dass

sich die Zuwanderung für Normalbürger kaum noch lohnt, weil ihre Steuerersparnisse durch die viel höheren Mieten überkompensiert werden. Die Zuwanderung lohnt sich nur noch für sehr gut Verdienende, deren Steuerersparnisse die Wohnkostenunterschiede überwiegen. Dieser Mechanismus wird immer grössere Gebiete der Schweiz prägen. Durch die starke Zuwanderung Hochqualifizierter und die dadurch ausgelösten Bodenpreissteigerungen wird die Schweiz für weniger qualifizierte Arbeitstätige unattraktiver.

Diese «Zugisierung der Schweiz» wird durch die Politik verstärkt. Hochqualifizierte bringen dem Staat typischerweise höhere zusätzliche Steuereinnahmen als Ausgaben, also einen fiskalischen Überschuss. Das erlaubt Steuerenkungen, was die Attraktivität der Schweiz insbesondere für Hochqualifizierte weiter erhöht. Zudem erhält der Staat Anreize, seine Leistungen verstärkt auf die Bedürfnisse der Hochqualifizierten auszurichten, genau so wie wir es in Zug und anderen Einwanderungsgebieten, etwa Ausserschwyz, heute beobachten können.

Die Kumulierung der verschiedenen Effekte bewirkt tendenziell höhere Löhne, viel höhere Bodenpreise und ein stärker an den Bedürfnissen Gutverdienender ausgerichtetes Angebot öffentlicher Leistungen. Dadurch gewinnt die Schweiz für Hochqualifizierte sowohl als Arbeits- wie auch als Wohnort an Attraktivität. Für Niedrigqualifizierte wird sie hingegen vor allem als Arbeitsort attraktiver. Deshalb dürfte die Zahl der Grenzgänger massiv zunehmen. Als Wohnort bleibt die Schweiz nur für Niedrigqualifizierte mit sehr geringen Raumanprüchen oder staatlichen Wohnkostenzuschüssen attraktiv. So droht aus der «Zugisierung» eine «New Yorkisierung» mit gewaltigen Einkommensunterschieden zu werden. Diese Mischung bietet eine gewaltige Herausforderung für die zukünftige Politik.

Oft werden die Eigenheimbesitzer als Gewinner der Liegenschaftspreiserhöhung gesehen. Das ist aber falsch. Sie könnten zwar ihre Liegenschaften mit grossem Gewinn verkaufen. Danach benötigten sie ja aber weiterhin Wohnraum, den sie teuer kaufen oder mieten müssten. Real werden die Besitzer selbstgenutzter Liegenschaften also nicht wirklich reicher. Vielmehr trifft sogar das Gegenteil zu: Während die Preissteigerung aus ihrer Sicht nur Inflation für den Preis von Wohnraum ist, steigen ihr Eigenmietwert und damit ihre Einkommenssteuern, ihre Vermögenssteuern und die Liegenschaftsgewinnsteuern. Reale Gewinne bringen Wohnraumpreissteigerungen nur für Besitzer von vermieteten Liegenschaften – und für die, die ihr Haus teuer verkaufen und ins Ausland ziehen.

Bleiben die Mieter. Für sie ist entscheidend, wie schnell sich ihre Mieten der neuen Marktlage anpassen. Mieter von subventionierten Wohnungen mit Kostenmiete und in alten

Mietverhältnissen – tendenziell ältere Personen – werden wenig getroffen, wohingegen Personen, die erstmals einen Haushalt gründen oder umziehen wollen – tendenziell jüngere Personen –, stark unter den Preissteigerungen leiden.

Der Bundesrat möchte die Einwanderung durch die Einschränkung des Zuzugs von Arbeitskräften aus dem Nicht-EU-Raum eingrenzen. Dies würde nicht nur Firmen belasten, die auf den Zuzug von Spezialisten angewiesen sind, sondern es ist auch inkonsistent: Wer wie der Bundesrat argumentiert, das Freizügigkeitsabkommen mit der EU sei für die Schweiz volkswirtschaftlich vorteilhaft, müsste konsequenterweise auch argumentieren, dass Freizügigkeit zumindest mit den OECD-Ländern



Drohende «New Yorkisierung»: Zug.

vorteilhaft ist. Denn dass die Vorteile der Freizügigkeit gerade an der EU-Grenze haltmachen, ist nicht plausibel.

Viele linke Politiker rufen nach griffigeren flankierenden Massnahmen. Mindestlöhne sollen die relativ niedrig qualifizierten Einheimischen vor Lohndumping schützen. Dieses Rezept versagt jedoch unter den heutigen Bedingungen völlig. Hohe Mindestlöhne ziehen nur noch mehr Einwanderer an und beschleunigen die Ersetzung relativ gering qualifizierter Einheimischer durch besser qualifizierte Einwanderer. Bald wird gefordert werden, die Interessen der bisherigen wenig qualifizierten Einwohner mit Mietpreisregulierungen zu schützen. Diesen Weg hat seinerzeit New York gewählt. Die Altmieten wurden so reguliert, dass sie der Nachfrageerhöhung infolge Zuwanderung nicht angepasst werden konnten. Das macht aber die bisherigen Mieter immobil, weil sie bei einem Umzug in eine neue

Wohnung ihre Privilegien verlieren. Zudem bricht es den Anreiz der Vermieter, ihre Liegenschaften gut zu unterhalten. Dies war mit ein Grund für den Niedergang oder gar Verwundung ganzer Stadtgebiete.

Manche rechte Politiker möchten das Freizügigkeitsabkommen mit der EU kündigen. Dagegen sprechen nicht nur alle bis heute gegen diese Massnahme vorgebrachten Argumente, sondern insbesondere auch unsere Analyse. Die Einwohner mancher Kantone dürften von einer Zugisierung träumen. Schliesslich werden die Einkommen sowohl der Schweizer wie der Zuwanderer massiv wachsen.

Damit stellt sich die Frage, inwiefern es möglich ist, mit den grossen Gewinnen die Verluste der Verlierer zu kompensieren und vielleicht sogar die grossen Gewinne aus der Einwanderung stärker zugunsten der bisherigen Einwohner der Schweiz umzulenken.

Die Wehrpflicht abschaffen

Verlockend wäre, die bisherigen Einwohner tiefer als die Neueinwanderer zu besteuern. Aufgrund der Freizügigkeitsabkommen ist das verboten und liesse sich wohl auch für Einwanderer aus Nicht-EU-Ländern nicht umsetzen. Hingegen könnten Steuern, die ausschliesslich Schweizer belasten, abgeschafft werden.

Die grosse «Schweizersteuer» ist die Wehrpflicht. Sie verlangt, dass junge Schweizer in

ihren Altersjahren von zwanzig bis dreissig rund ein Jahr Dienst leisten. Der Erwerbsersatz deckt die Lasten und Opportunitätskosten der meisten bei weitem nicht ab. Damit gilt für junge Schweizer ein eigentlicher «Wehrzehnt», von dem die jungen Einwanderer befreit sind. Das bewirkt schwerwiegende Verzerrungen auf dem Arbeitsmarkt. Die Wehrpflicht verlängert die Ausbildungszeit der Schweizer und stellt eine grosse Belastung

Die Frage ist, wie man mit den grossen Gewinnen die Verluste der Verlierer kompensieren kann.

für die ganze Volkswirtschaft dar. Die Aufhebung der Wehrpflicht und der Übergang zum effizientesten Wehrmodell, der Freiwilligenmiliz, würden die Mehrbelastung für die Schweizer Volkswirtschaft minimieren.

Ein Ansatz ist, Tätigkeiten besser zu entlohnen, die vor allem durch Einheimische ausgeführt werden und die, wenigstens gemäss den betroffenen Berufsgruppen – z. B. Polizisten, Politiker, Lehrer –, weit unterbezahlt sind. Die Finanzierung könnte idealerweise durch eine spezielle Steuer auf der Wertsteigerung von nicht selbstgenutztem Wohnraum und Boden erfolgen, da deren Besitzer ja wie diskutiert die Hauptgewinner der Einwanderung sind.

Reizvoll ist auch der Vorschlag, die Bürger für die Beteiligung am politischen Prozess zu entschädigen. So könnten alle Schweizer und länger ansässige Ausländer die Aufgabe als «aktive Bürger» übernehmen. Die betreffenden Personen müssten sich bereit erklären, besonders aktiv am politischen Prozess teilzunehmen, insbesondere regelmässig abzustimmen und zu wählen, sowie zusätzliche Unterlagen zu studieren. Dafür würden sie mit einer Pauschale entschädigt. Dadurch würden die besonderen Fähigkeiten und Kenntnisse der bisherigen Einwohner genutzt und ihr politisches Engagement erhöht. Durch die Pauschalzahlung würden relativ Unqualifizierte überproportional profitieren. Und die zusätzlichen finanziellen Lasten würden gerecht auf die bisherigen Einwohner und Einwanderer verteilt.

Die kommende Einwanderung führt zu dramatischen Veränderungen. Nur wenn die Diskussion rechtzeitig geführt wird, besteht Gewähr, dass die wirklichen Vor- und Nachteile der Optionen auf den Tisch kommen und sinnvolle Massnahmen ergriffen werden.

Prof. Dr. Reiner Eichenberger ist Ordinarius für Theorie der Wirtschafts- und Finanzpolitik an der Universität Freiburg sowie Forschungsdirektor von CREMA (Center for Research in Economics, Management and the Arts).

Dr. David Stadelmann ist Oberassistent am Departement für Volkswirtschaftslehre der Universität Freiburg sowie Research Fellow von CREMA.

Zum Glück hat die Mobiliar auch Lebensversicherungen.

Die Mobiliar
Was immer kommt

The advertisement features a split background. The left side is a white grid with a hand-drawn cartoon of a person falling from a cliff. The right side is a photograph of a scenic town by a lake. A paperclip is attached to the bottom right of the image, holding a banner with the company name and slogan.

Die passende Vorsorgelösung für jede Lebenslage. www.mobi.ch

Schwache Fortsetzung

Basel III, die neuen globalen Kapitalvorschriften für Banken, ist ungenügend. Um im Krisenfall das Finanzsystem zu stabilisieren, sind höhere Eigenkapitalquoten notwendig. Mit strengeren Regeln kann sich die Schweiz einen Konkurrenzvorteil verschaffen. *Von Pierre Heumann*



«Unzureichend»: der ehemalige UBS-Chef und Basel-III-Kritiker Kurer.

Die Absicht ist edel: Strengere Eigenkapitalvorschriften, die Notenbanken und Aufsichtsbehörden aus 27 Ländern übers Wochenende beschlossen haben, sollen Banken sicherer machen, damit sie in künftigen Krisen nicht ins Schleudern geraten. Weil sie die neuen Regeln in Basel absegneten und dies bereits der dritte Beschluss des Gremiums ist, heisst das neue Regelwerk Basel III. Mit einer dickeren Kapitaldecke der einzelnen Geldhäuser soll vermieden werden, dass Steuerzahler zur Kasse gebeten werden, wenn eines der grossen Finanzinstitute in Not gerät.

Doch sind die Massnahmen griffig genug, um das globale Finanzsystem im Krisenfall zu stabilisieren? Nein, befürchtet einer, der es wissen müsste. Auch wenn die neuen Bestimmungen für einige Banken harsch sind: «Sie sind unzureichend», sagt Peter Kurer, ehemaliger Verwaltungsratspräsident der UBS. Um genügend sichere Banken zu haben, brauchte es eine Begrenzung der Verschuldung auf 1:10, das heisst einen Eigenkapitalanteil an der gesamten Bilanzsumme von zehn Prozent. Kurer: «Wollen wir das erreichen, müssten beispielsweise die schweizerischen Grossbanken ihr Kapital etwa verdoppeln oder ihre Bilanzsumme halbieren.»

Dieser Kraftakt liesse sich kaum durchsetzen – weder im Ausland, wo die Kapitalbasis

oft dünn ist, noch in der Schweiz, obwohl deren Institute in der Regel besser kapitalisiert sind als in vielen anderen Ländern. In Basel wurde deshalb ein Kompromiss ausgehandelt, bei dem sich Regulatoren und Bankenvertreter «irgendwo in der Mitte» getroffen haben, wie ein Finanzanalyst sagt.

«Kein direkter Handlungsbedarf»

Weil die neuen Anforderungen an die Banken hinter dem zurückbleiben, was viele Branchenvertreter befürchtet hatten, können die meisten grossen Banken die neuen Vorschriften mit Leichtigkeit erfüllen – das ergibt eine Umfrage des *Wall Street Journal* bei führenden Analysten und Bankern. In der Schweiz erfüllt zum Beispiel die CS die Kapitalvorschriften, «weil wir früh unsere Kapitalbasis verstärkt und die Risiken um ein Drittel reduziert haben», meint CS-Konzernchef Brady Dougan in einem Interview mit dem *St. Galler Tagblatt*. Ähnlich tönt es bei den Kantonalbanken. Für die meisten bestehe aufgrund der neuen Richtwerte «kein direkter Handlungsbedarf», heisst es beim Verband Schweizerischer Kantonalbanken.

Basel III ist zwar eine Latte, an der sich die Besten ausrichten – aber die Schwachen dürfen bis auf weiteres schwach bleiben. Wer hinter den Anforderungen von Basel III zurückbleibt,

dem wird reichlich Zeit eingeräumt, um sich an die neuen Regeln anzupassen. Erst 2019 müssen die Banken die Reformen voll umgesetzt haben – so lang ist die Übergangsfrist.

Ob Basel III überhaupt umgesetzt wird, ist also offen. Die EU hat bereits angekündigt, sich mit der Realisierung Zeit zu lassen. Es seien «noch viele Fragen offen», sagt der Unterhändler des EU-Parlamentes für Basel III. Die EU-Finanzminister und das Europaparlament müssten sich auf eine Richtlinie verständigen, bevor Basel III in der EU für allgemein verbindlich erklärt werde. Auch die USA werden wohl zögern – bereits Basel II aus dem Jahr 2004, die Vorgängerin von Basel III, wurde dort bis heute nicht realisiert.

Selbst wenn die Vorschriften weltweit Beachtung fänden: Regelwerke, die in Basel für die ganze Welt beschlossen werden, greifen oft zu kurz. So wurde drei Jahre vor Ausbruch der Finanzkrise Basel II verabschiedet, das erstmals Bilanzierungsregeln für eine Reihe von Risiken auflistete. Doch die Regulatoren übersahen das Liquiditätsrisiko. Sie berücksichtigten es lediglich in einem Sammelposten, unter «ferner liefen». Drei Jahre später verfloß die Illusion, dass es keine Liquiditätskrisen gäbe.

Basel III leidet unter weiteren Mängeln. So enthält es keine Vorschrift für den Fall, dass eine Bank die Zielvorgaben nicht erreicht. Sanktionen wären nötig, um das Management auf Basel-III-Kurs zu bringen, meint der Berner Jurist Peter V. Kunz: «Der Regulator müsste dann in der Lage sein, auf die Dividendenpolitik oder die Auszahlung von Boni Einfluss zu nehmen.» Ein wesentliches Manko ist zudem, vor allem aus Sicht der Schweiz, dass Risiken von Grossbanken nicht gesondert angegangen werden. Basel III lieferte keine Anhaltspunkte für das Vorgehen, wenn eine systemrelevante Grossbank in ihrer Existenz gefährdet ist. Ende September will die Arbeitsgruppe «Too big to fail» erste Vorschläge präsentieren.

Die Finanzmarktaufsicht (Finma) und die Notenbank (SNB) wollen Basel III mit einem «Swiss Finish» übertreffen. Höhere Eigenkapitalquoten sollen die internationale Konkurrenzfähigkeit des Finanzplatzes verbessern. Denn Banken mit einer guten Kapitalausstattung sind weniger risikofähig und können deshalb zu günstigeren Bedingungen Fremdkapital aufnehmen. Das wäre ein neues Qualitätsrating. Weil eine komfortable Kapitalbasis die Auswirkungen von Finanzkrisen reduziert, wirkt sich das stabilisierend aus. ○

In Gottes Namen

Von Daniele Muscionico

Nebelschwaden, Dunkelheit. In der Ferne Donnerschläge. Am Horizont Gesänge, Gebete und Litaneien. Sie schwellen an, und dann – die Erscheinung des Medienministers, Moritz Leuenberger tritt ins Scheinwerferlicht. Ein Halleluja bricht aus dem Gewölk. Leuenberger stellt sich vor sein Publikum, und mehrstimmig wie immer spricht er den Alpsegen. Doch unverhofft ändert das Register, und eine Stimme, die eine weibliche ist, spricht aus dem heiligen Moritz: «Chumm vogel!» Der Fluch des Tuntsch ist ewig.

So oder ähnlich wird am 23. September das Zurich Film Festival (nicht) eröffnet. Bestätigt immerhin ist: Moritz Leuenberger wird eine Laudatio halten vor dem Beginn des Films, der Geschichte schrieb, noch bevor das erste Bild zu sehen war, «Sennentuntschi», in der Regie von Michael Steiner. Die Macher hätten ihn gerne in Cannes oder Venedig gezeigt oder, wenigstens, in Locarno. Nun bekommt Zürich, in Gottes Namen, was es verdient.

«Mitreissend, brutal und unwiderstehlich» soll er sein, «eine Tragödie aus Lust, Wahnsinn und Mord». Wenn der Film nur die Hälfte von dem hält, was die Veranstalter versprechen, wird nach diesem Abend nichts mehr sein wie zuvor. Steiner selbst nennt ihn «Mystery-Thriller» oder «Alpenwestern». Das ist natürlich schöngeredet. «Sennentuntschi» ist das erste Kettensägenmassaker innerhalb der Schweizer Filmszene; man kannibalisierte sich selber, als der Regisseur vor dem Konkurs stand, ein Fluch lag über dem Unternehmen, und keiner bezweifelte, wer daran Schuld hatte. Der Tuntsch, das Sennentuntschi.

Der Tuntsch rächte sich für den Missbrauch an ihm durch eine verpasste Schweizer Filmförderpolitik, er rächte sich für unseren Wunderglauben an Politiker und Beamte – der Tuntsch in der Haut der Schauspielerin Roxane Mesquida. Wie sehr er auch von ihr Besitz ergriffen hat, mag man nur ahnen. Die französische Romy Schneider soll während der Dreharbeiten einige Brocken Schweizerdeutsch gelernt haben. Doch nichts Edles entströmte ihrem Mund, als sie an der jüngsten Pressekonferenz um eine Kostprobe gebeten wurde. Mit einer Stimme, die nicht die ihre war, sagte sie, und es ist offiziell bestätigt: «Heb de Latz!» Und es schien, als würde ihr Blick über die Anwesenden wandern, auf der Suche nach einem neuen Opfer. Man wird sich wundern, wer nach der Premiere von «Sennentuntschi» wem die Haut über die Ohren ziehen wird.

Sennentuntschi: Premiere am 23. September in Zürich.



Auf der Suche nach einem neuen Opfer: Roxane Mesquida als Sennentuntschi.



Selbsthilfe

Die Tochter von Arnold Schwarzenegger nimmt es mit ihrem Vater auf. In Buchform.

Katherine Schwarzenegger — Gewichtige Vertreter der amerikanischen Literatur wie Jonathan Franzen oder Bret Easton Ellis bringen in diesem Monat ihre neuen Werke auf den Markt. Eine Publikation, deren Verfasserin vom Namen her locker mit den gefeierten Schriftstellern mithalten könnte, ging dabei fast unter: Arnold Schwarzeneggers Tochter Katherine



Diät-Klatsche: Autorin Schwarzenegger.

hat ihr erstes Buch veröffentlicht. Und mit dessen Titel schlägt sie die Franzens («Freedom», Kritik Seite 68) und die Easton Ellis' («Imperial Bedrooms») gleich um Längen: «Rock What You've Got: Secrets to Loving Your Inner and Outer Beauty. From Someone Who's Been There and Back» heisst es. Ein Selbsthilfe-Standardwerk soll es werden für jüngere Leserinnen, die mit einem gestörten Verhältnis zum Essen und zum eigenen Körper aufwachsen. Die 20-jährige Journalismusstudentin weiss, wovon sie schreibt. Ihr körperbewusster Vater habe nämlich sehr darauf geachtet, dass sie nicht zu viele Kalorien verdrückte. Immer vor Drehbeginn eines neuen Films habe er Eiscreme und Junk-Food aus dem Haus verbannt. Das sei kein Spass gewesen, lässt sie ihre Leserschaft wissen. Schwarzenegger fährt in ihrem Buch nicht gerade schweres Geschütz gegen den «Terminator» auf, sie verpasst ihm aber eine ordentliche Diät-Klatsche. (bb)



Ich, der Concierge

Unser Kolumnist sagt, wo man Herbstferien machen soll; er war schon überall, nämlich. Ferner gefällt ihm ein Restaurant in Bern. Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Zürich, ich hatte zu tun. Ihrem Kolumnisten, denke ich, geht es ähnlich wie Ihnen – wenn man nicht reist, arbeitet man, Freizeit ist für *underachievers*, nicht wahr? In den kommenden Wochen fahren die, die Geld haben oder verdienen, mit anderen Worten MvH-Leser (das ist wichtig für Verhandlungen mit dem Verleger bzw. mit Anzeigenkunden; man ist daran, eine Premium-Marke aufzubauen), in die nächsten Ferien. Das finde ich gut, ich bin ein Nachsaison-Fan. Da ich bereits überall war, wo man hinreisen soll, liefere ich eine Übersicht der Top-4-Ziele für den scharfsichtigen Gast.

Platz Nr. 4 (es handelt sich um eine Rangliste): Costa Smeralda. Es ist nicht leicht, nach Sardinien zu kommen von Zürich (ausser man kennt einen, der einen mitnimmt im Business-Jet). Andernfalls gibt es einen Direktflug von Helvetic, aber nur samstags; ich rate, mit Easy Jet von Mailand-Malpensa nach Olbia zu fliegen. Die Küste und das Wasser sind *spectacular* respektive grün wie ein Smaragd. Hotel gibt es, in meinen Augen, kein besuchenswertes («Cala di Volpe» und «Romazzino» sind *molto caro*), mit Glück hat der mit dem Business-Jet noch Platz auf dem Boot. Man isst gut im Allgemeinen, mein Restaurant habe ich bisher nicht gefunden. Ausgehen kann man auch; falls man in das «Billionaire» einlädt, hätte man Flugzeug und Schiff selber chartern können. Es gibt im Verhältnis wenige Leute aus der Schweiz, mir fallen Adriano und Lauri Agosti ein.

Platz Nr. 3: Côte d'Azur. Wo genau man hin fährt, ist matchentscheidend (um es einfach zu

machen, reifere Menschen gehen nach Antibes Juan-les-Pins oder St-Jean-Cap-Ferrat, jüngere nach St-Tropez). Die Gegend wäre im Grunde wunderschön, doch wo in den vergangenen Jahrzehnten gebaut wurde (Häuser in der Farbe von Toilettenpapier), nützt das nichts. Zudem erfährt man, was «Verkehrsinfarkt» bedeutet. Zwei meiner Lieblingshotels befinden sich in Antibes («Hôtel du Cap») bzw. St-Tropez («Pan Dei Palais»). Flüge nach Nizza gibt es genug, und der *aéroport* ist in Ordnung, solange man nur Handgepäck hat (auf Koffer wartet man lange). Das gesellschaftliche Leben ist schwer zu schlagen; in der Saison ist die Küste der Spielplatz der Welt. Das Essen ist fast nie gut, die Rechnung fast immer hoch; das Demokratische daran, es gibt eigentlich keine Ausnahmen (wer eine kennt, sagt sie mir – geheimnisse@markvanhuisseling.ch). Was die Zahl der Schweizer, die einem begegnen, angeht: Jeder und seine Mutter sind dort.

Platz Nr. 2: Forte dei Marmi. Schickes Seebad am Tyrrhenischen Meer mit breitem Sandstrand, der «kalifornisch» genannt wird (für mich aber besser ist als die Strände, die ich in Kalifornien gesehen habe). Viele ziemlich gute Hotels, kein ganz gutes, das ich kenne (dieses Jahr Eröffnung eines Boutiquehotels, des «Principe»). Viele feine Restaurants, das beste heisst «Lorenzo», Tisch sechs Wochen im Voraus reservieren lassen. Danach in das «Capannina» am Strand gehen und es nicht persönlich nehmen, dass gutaussehende Frauen in Italien mit wenigstens neun Freundinnen ausgehen und durch Männer, die sie nicht aus Florenz oder Mailand kennen, hindurchsehen. Zahl vorhandener Schweizer: Sehen Sie Costa Smeralda (Franz Jaeger hat ein Haus in den Hügeln, ein paar Kilometer weit weg).

Platz Nr. 1: Ibiza. Für das, in meinen Augen, beste Ziel bleibt am wenigsten Platz (MvH erzählt viel, aber nicht alles). Landschaft gefällt, Strände bieten Abwechslung (klein, gross; leer, voll; Fels, Sand). Wer in ein Hotel will, findet eines in der Altstadt («Hostal Parque», «El Corsario», «Mirador de Dalt Vila»), wer auf das Land will, mietet eine Finca. Restaurants sind zur Mehrheit gut und nicht besonders teuer. Die Insel ist recht leicht zu erreichen (Direktflüge mit Air Berlin donnerstags und sonntags). Einige der grössten Klubs resp. Discjockeys der Welt befinden sich dort, immer noch. Es gibt ein paar Schweizer, die ein Haus haben (Dieter Meier, Fredi Müller, Martin Suter, Renata Jacobs), es begegnet einem aber normalerweise keiner, höchstens im Flieger (man zeigt sich weniger, das ist nicht St-Tropez).

Die gute Nachricht, aus Bern: Es gibt wieder ein Restaurant, in das man gehen kann in der Stadt, das «Lorenzini». Nachdem Rudi Bindella, mit dem ich bekannt bin, es vor einiger Zeit gekauft und vor kurzem, zusammen mit seiner Frau Barbla, renovieren lassen hat, ist es *as good as new*. Nur schöner.

Annas Aufstieg zur Vorzeigefrau der Wirtschaft

Luigi war kein Mann mehr, seit er mit der Reichen Witwe lebte. Er wusste zwar, was er wollte: ihr Geld. Aber zu sagen hatte er nichts mehr, denn auch hier galt: Wer zahlt, befiehlt! Anna war durch den Tod ihres Mannes zu einer der wichtigsten Exponentinnen der Schweizer Wirtschaft aufgestiegen. Vorher war sie eine blässliche Hausfrau, die sich weder durch Ambitionen noch durch auffallende Intelligenz hervortat. Da sie leidlich hübsch war, hatte sie zweimal versucht, beim Fernsehen unterzukommen. Wie viele junge Frauen träumte sie von einer Karriere als Fernsehstar. Ihre Anläufe scheiterten. Zu unbegabt! Später, als sie sich ein Image zulegte, drehte sie das Scheitern ins Positive. Ihrem Mann und den neuen gesellschaftlichen Verpflichtungen zuliebe habe sie auf eine Fernsehkarriere verzichtet.

Mit dem Tod ihres Mannes wurde aus der Hausfrau eine Business-Woman. Da die Schweizer Wirtschaft wenige Frauen an vorderster Front hat, wurde sie bald zur Vorzeigefrau. Anna übernahm seinen Konzern, seine Funktionen, seine Verwaltungsratsmandate, sein Geld. Sie krepelte ihr Leben um. Machte einen Crashkurs in Wirtschaft und Management, las fünf Zeitungen am Tag, umgab sich mit Beratern, von denen sie sich erklären liess, was sie nicht wusste. Anna lernte schnell.

Luigi wurde bald der neue Mann an ihrer Seite. Er war der beste Freund ihres Mannes. Sie kannte ihn schon lange. Ein blondmänniger sportlicher Typ. Ein Mann, dem die Frauen nachschauten. In seiner Jugend organisierte er Sportveranstaltungen bei den Reichen an der Goldküste. Seeüberquerungen, Schwimmwettbewerbe, Wetsurfen – Luigi galt als unterhaltsam, brachte immer ein paar lustige Frauen mit und kannte bald jeden in der Szene der Reichen und Mächtigen. Später wurde er Banker, heiratete eine stadtbekanntes Schönheit (Model), von der er sich – kaum war Anna Witwe – trennte. Ein Skandal, der kurz die Stadt erschütterte. Doch die Menschen vergessen schnell – und bald waren Anna und Luigi das neue Power-Couple der zwinglianischen Glamourwelt.

Anna arbeitete an nichts so hart wie an ihrem Image. Sie hörte auf, sich an allen Anlässen zu zeigen – man sah sie plötzlich weder auf dem Opernball noch auf dem Kispi-Ball. Sie machte sich rar. Zeigte sich noch am Weltwirtschaftsforum in Davos oder ab und zu an Anlässen der Creme der Schweizer Wirtschaft.

Gefeiert wurde ab jetzt zu Hause. In ihrem Landhaus in einer steuergünstigen Zürcher Vorortgemeinde mit atemberaubendem Blick auf den Zürichsee. Dort empfing sie ihre Gäste. Bei Anna eingeladen zu sein, galt als Privileg,

und alle kamen. Wenn Anna ein paar Gläser Weisswein getrunken hatte (in der Öffentlichkeit trank sie nie, zu Hause fühlte sie sich freier), mutierte sie zur unsicheren Frau, die sie trotz des Glanzes, der sie umgab, im Grunde geliebt war. Dann liess sie ihren Frust an Luigi aus, dem sie ziemliche Bosheiten entgegenschleuderte. Für die Gäste war das manchmal peinlich. Luigi gab sich dazu im persönlichen Gespräch eher cool. Zu seinen Freunden sagte er oft: «Ohne Anna wäre ich nicht, wo ich bin. Ich könnte mir das alles gar nicht leisten.» Damit brach er der Angelegenheit die Spitze, und alles war nur halb so schlimm.

Den schlimmsten Lastern, die uns quälen, müssen wir mit aller Macht entgegentreten. Annas Laster war ihr Neid auf andere Frauen. Sie versuchte ihn zu unterdrücken und zu kaschieren. Deshalb engagierte sie sich vor allem in Frauenfragen. Finanzierte Frauenprojekte, ermöglichte Buchpublikationen über Frauenrechte, Frauenprobleme, erfolgreiche Frauen, mutige Frauen. Ihr Engagement für Frauen war ihr bestes Marketing.

Aber wehe, eine Frau trat ihr vor die Sonne. Eines ihrer Abendessen gab sie zu Ehren eines ägyptischen Investors, der von der Gesellschaft gehoft wurde, da er sehr viel Geld in die Schweiz

brachte und auch ein charismatischer Mensch war. Nun unterhielt sich der ägyptische Investor im Haus der reichen Witwe beim Aperitif mit einer schwedischen Filmemacherin, die nicht nur hübsch, sondern auch intelligent war. Die beiden lachten viel. Das entging dem scharfen Auge der Gastgeberin nicht. Sie eilte hin, packte den Investor beim Handgelenk, schleppte ihn weg mit den Worten: «Ich muss dir noch ein paar andere Leute vorstellen.» Anna war ein Kontrollfreak, sie musste immer und überall die Erste sein. Die Filmemacherin war ihr ein Dorn im Auge. Sie hatte ein Wirtschaftsstudium in St. Gallen abgeschlossen. Anna hatte nur ein paar Crashkurse in Wirtschaft hinter sich, gab sich aber gerne als Studierende aus. Die Schwedin aber wusste, dass Anna keine Ökonomin war, und kannte deren verzweifelten Versuche, dies zu verbergen. Deshalb hasste Anna die Schwedin – zumal sie auch noch hübscher und lebendiger war als sie. Und beim Fernsehen arbeitete, ihrem verlorenen Traum. Anna hatte schlaflose Nächte, wenn sie an Agneta dachte. Sie hatte vieles in der Hand, ihre Eifersucht auf andere Frauen aber konnte sie nicht kontrollieren.

Andrea Sharp

Die Handlung und die handelnden Personen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit toten oder lebenden Personen oder Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ist nicht beabsichtigt und wäre rein zufällig.

Credo für Briego

Von Peter Rüedi



Wie sehr Weinhändler, Sommeliers und Kolumnisten auch das Gegenteil behaupten: Wein ist Glaubenssache. Natürlich kann man ihn analysieren. Dachte auch ich, bis ich Roman Kaiser traf, den damaligen Chef der Abteilung Natural Scents bei Givaudan. Mehr zum Spass stellte der sich der olfaktorischen Herausforderung schlechthin, der Analyse von Wein. Bei Sauvignon blanc oder Gewürztraminer kam er in seinem Labor vergleichsweise noch gut hin. Vor Rotweinen kapitulierte er. Die seien «derart komplex, dass es ungeheuer schwierig wäre, sie in den Griff zu kriegen». Sagt einer, der schon 20 ppt Trichloranisol erkennt, wo der gewöhnliche Weinfreund eine Flasche erst so ab 100 ppt zurückweist. Ppt heisst *parts per trillion*, also 0,000 000 000 000 1 Gramm, und Trichloranisol nimmt der Normalsterbliche als «Zapfen» wahr.

Wein ist Glaubenssache. Nur so zum Beispiel: Dekantieren oder nicht? «Gewiss», sagen Sie und ich auch, und nicht nur wegen des Satzes. «Keinesfalls», meinte Emile Peynaud (1912–2004), und der war immerhin Papst unter den Önologen des letzten Jahrhunderts («Die hohe Schule für Weinkenner»). Im Wein gelöster Sauerstoff verfälsche immer das Geschmacksprofil eines Weins. Gilt vielleicht für den Papst, nicht aber für einen Laienbruder wie mich.

So probierte ich diesen Ribera del Duero 2004 von Briego zuerst frisch entkorkt und dann nach zwei Stunden in der Karaffe. Da es nun mal um Glauben geht, schwöre ich: Er ist ganz frisch geöffnet schon gut, gut gelüftet aber fabelhaft – würzig, viel dunkle Frucht, auch diskret rauchige Noten, eine Spur Minze, kurz: eine raffinierte Wucht, mit einem Abgang, so lang wie Duero und Douro zusammen. Etwas Vanille (von der Barrique), aber eben durch das Dekantieren ins Diskrete sublimes. Ein vielschichtiges Erlebnis (entgegen anderen Erfahrungen mit reinen Tempranillos). Übrigens: Gelegentlich dekantiere ich auch substanziellere Weine. Nie aber alte Weine. *Cadaveri eccellenti* sollen ihr Leben an meinem Gaumen aushauchen und nirgendwo sonst.

Briego Reserva Ribera del Duero 2004.
13,5 %. Fr. 27.50. Jeggli, Buchs ZH. www.jeggliweine.ch

Serienheld

Der perfekte Fernseher für Jack Bauer. *Andreas Thut*

Unser Filmkolumnist Wolfram Knorr erinnert regelmässig daran: TV-Serien sind das bessere Kino. Und wer der (Melo-)Dramatik von «Breaking Bad», «Heroes», «Grey's Anatomy» etc. erliegt, wünscht sich früher oder später, dass diese grossen Geschichten auch standesgemäss präsentiert werden können.

Ein luxuriöser Weg zu diesem Ziel führt über den Beovision 10-46 der dänischen High-End-Schmiede Bang & Olufsen. Das Glanzstück von Chefdesigner David Lewis – der Engländer darf sich «Royal Designer for Industry» nennen – beeindruckt mit einer Diagonalen von 117 cm sowie aussergewöhnlich sattem Klang und macht sich, an die Wand gehängt, auch neben teurer Kunst ausgesprochen gut.

Wer sich den Beovision nach Hause ordert, sollte beachten, dass B & O nichts mit asiatischer Leichtbauweise am Hut hat. Es empfiehlt sich, einen kräftigen, handwerklich begabten Helfer zur Seite zu haben oder die Installation gleich dem Fachmann zu überlassen.

Wie sehen Jack Bauer, Meredith Grey und Co nun auf der neuen Bühne aus? Wie in dieser Preisklasse zu erwarten, gab es nichts auszusetzen. Ausserdem vermochten nicht nur Filme in voller HD-Pracht, sondern auch die Bildqualität niedrig aufgelöster TV-Sender zu erfreuen: Als wir uns, dem nachdrücklichen Tipp unseres Verlegers folgend, den Superhelden-Kracher «Iron Man» anschauten, glaubten wir die längste Zeit, SF 2 sende neuerdings in HD. Doch das tolle Bild war einzig und allein das Verdienst unseres Superfernsehers.

Bang & Olufsen Beovision 10-46. 46-Zoll-LCD-TV, Full HD, 200/240 Hz, LED-Backlight. Stereolautsprecher, Dolby Digital. Fr. 9590.–. www.bang-olufsen.com



Vorsicht, schwer! B & O-Flachbildfernseher.

«Jetzt haben sie bei uns ein Fenster»

Bauingenieur Claudio Fetz über Zürichs erste Markthalle, Slow Food und selbstgekochte Chutneys.



«Wir brauchen Konsumenten aus der ganzen Stadt»: Projektleiter Fetz.

Ist die Markthalle in Zürich das erste Stiftungsprojekt dieser Art?

Die Stiftung PWG existiert seit zwanzig Jahren, doch ist dies unser mit Abstand grösstes und ambitioniertestes Projekt. Hoffentlich nicht das letzte.

Wie viel Zeit nahm es in Anspruch?

Von der Idee her, als uns die SBB das Projekt und das Baurecht übertragen wollten, bis zur Eröffnung der Markthalle vergingen sechs Jahre.

Eine Fix-Mieterin in der Markthalle ist die Vereinigung Slow Food. Was ist deren Angebot?

Extra für das Viadukt wurde eine eigene Genossenschaft gegründet, die vermehrt saisonale Produkte anbieten will. Es sind wiederum zehn bis fünfzehn Produzenten, die als Untermieter von Slow Food ihre Produkte verkaufen. Das ist die Idee: dass sich Kleine unter einem Dachverband zusammenschliessen, um einen neuen Absatzkanal zu erhalten.

Wer sind die Konkurrenten der neuen Markthalle: Globus und Comestibles-Geschäfte oder eher die lokalen Märkte?

Im Vorfeld haben wir uns gefragt, in welches Qualitätssegment wir vorstossen wollen und wer unsere Konkurrenten sind. Einer der grössten Konkurrenten ist sicher die Migros am Limmatplatz, und stadt-

seitig sind es die Quartierläden. Hingegen ist die Konkurrenz auf der Seite gegen die Hardbrücke recht gering. Wir führen qualitativ hochwertige Produkte, die nicht günstig sind, und brauchen deshalb Konsumenten aus der ganzen Stadt, obwohl das Zürcher Westend mit seinen 13 000 neuen Arbeitsplätzen und 4000 neuen Wohnungen boomt.

Wie viele Mitarbeiter sind «Im Viadukt» beschäftigt?

In der Markthalle allein sind es sicher 40 Mitarbeiter im Restaurant, hinzu kommen 56 Marktstände und 9 Läden. Insgesamt sind es 150 bis 200 Arbeitsplätze.

Was gibt es nur in der Markthalle?

Wir konnten die Fischhandlung Braschler für uns gewinnen, den Pie Shop vom Schaffhauserplatz oder Frau Gaudenzi, die früher in ihrer Wohnung Chutneys gekocht und sie im Versand verkauft hat. Jetzt haben sie bei uns ein Fenster.

Claudio Fetz ist Leiter Projektentwicklung bei der Stiftung PWG, der Besitzerin der kürzlich eröffneten 500 Meter langen Einkaufs- und Flaniermeile «Im Viadukt» in Zürich. www.im-viadukt.ch

Die Fragen stellte **Jürg Zbinden**.

Elixiere des Himmels

Von Jürg Zbinden

1 — «Essence Absolue» enthält den Wirkstoff der *Camelia japonica*, eines jahrhundertealten Baumes, den selbst der Schnee nicht am Blühen hindern kann. Die klassischen Geishas pflegten ihre kunstvollen Frisuren mit Kamelienöl, um dem Haar neues Leben, Glanz und Geschmeidigkeit zu verleihen. 150 ml des tiefenwirksamen Schönheitselixiers von Shu Uemura kosten Fr.70.–. Es eignet sich speziell für trockenes bis sehr trockenes Haar. Die japanischen Highend-Haarprodukte des Schönheits-Labels Shu Uemura sind erhältlich bei Figaro Roman Thomaskamp, Lessingstr. 9, Zürich.



1



2

2 — «Azzaro pour Homme» verbreitete die maskuline Eleganz aromatischer Fougère-Akkorde und zählt zu den Klassikern dieser Duftfamilie. Für seine neue Kreation erfand Azzaro den emblematischen Flakon in Schwarz und Goldbraun neu: Schwarz fusioniert mit einem glühenden Rubin-Ton, der Energie und Leidenschaft entfachen soll. Dabei könnte auch die neue Werbefigur Enrique Iglesias helfen. «Elixir pour Homme» lehnt sich eng an den Klassiker an und wurde durch eine orientalische Amber-Signatur bereichert. 100 ml kosten Fr. 105.–. Der Duft ist ab Mitte September im Parfümerie-Fachhandel erhältlich.



3

3 — Die Imperatorin unter den Luxus-Cremes, «Orchidée Impériale» von Guerlain, bekämpft die Zeichen des Alters, die durch trockene Haut noch verstärkt werden. Die neue reichhaltige Creme verstärkt das feuchtigkeitsspendende Potenzial des Orchidée-impériale-Molekularextrakts, indem Orchideenöl und -butter in einem nährenden Konzentrat kombiniert wurden. Der 30 ml enthaltende Tiegel kostet Fr. 530.–. Erhältlich ist «Orchidée Impériale Rich Cream New Generation» ab 20. September in den autorisierten Guerlain-Verkaufsstellen.



5

4, 5, 6 — «Skin Ergetic» heisst das Konzept gegen die Müdigkeit der Haut von Biotherm. Die Trilogie beginnt mit einer Tagespflege (50 ml Anti-Ox: Fr. 74.–) mit fünf Frucht- und Gemüseextrakten, nächtens (50 ml Detox: Fr. 74.–) spenden fünf Tee- und Körnerextrakte Feuchtigkeit. Das Konzentrat im grünen Fläschchen (50 ml Boost: Fr. 79.–) vereint die Kraft des Gemüses Broccoli mit nativen Apfelzellen und mit Soja-Proteinen. Die Biotherm-Pflegelinie «Skin Ergetic» ist ab Oktober im Fachhandel erhältlich.



4



6



Auto

Die rote Macht

Mit dem XKR Special Edition liefert Jaguar eine verschärfte Variante seines Coupés – eine eindrückliche Fahrmaschine. *Von David Schnapp*

Zunächst musste ich leer schlucken, als der Jaguar XKR Special Edition vor mir stand. Er war feuerrot, «Salsa Red», um genau zu sein. Eine der Farben, in denen die Special Edition ausgeliefert wird. Darf man einen Jaguar in Rot fahren? Nun, die Antwort ist wohl sehr persönlich. Aber die Gesamterscheinung des Autos ist bestechend. Dazu gehören neben der Lackierung, die auch die vergrösserten Front- und Heckspoiler umfasst, mächtige schwarze 20-Zoll-Leichtmetallfelgen und rote Brems-sättel mit «R»-Logo. Einmal läuft ein kleiner Junge am XKR vorbei und ruft seiner Mutter

zu: «Schau mal, Mami, ein Ferrari!» Das zieht dem Jaguar-Freund natürlich das Herz kurz zusammen.

Im Innenraum freuen wir uns über das fast perfekte Finishing mit wunderbar verarbeitetem schwarzem Leder und roten Kontrastnähten, einem Alcantara-Himmel und schönen Schaltern mit feinen Chromeinfassungen. Aus dem Rahmen fallen einige Kunststoffabdeckungen, zum Beispiel am Lenkrad. Sie wollen nicht so zum ansonsten hochwertigen Ambiente passen. Ein Druck auf den rotleuchtenden Startknopf, und der apfelgrosse Drehwählhebel für das Automatikgetriebe fährt aus seiner Versenkung. Will man das Schalten nicht der Automatik überlassen, kann man mit den Wippen am Lenkrad eingreifen.

Als Special Edition ist der XKR vor allem äusserlich verschärft. Der kompressoraufladene Motor leistet nach wie vor eindrückliche 510 PS und hat ein maximales Drehmoment von mächtigen 625 Nanometern. Schluss ist erst bei 280 Stundenkilometern, die elektronische Sperre bei 250 wurde gegenüber dem normalen XKR gelockert.

Aber seine wahren Qualitäten kann der XKR auf einer Passstrasse besser ausspielen als bei Höchstgeschwindigkeiten. Bei starkem Regen nehmen wir den Klausen in Angriff. Wir wählen die AutomatikEinstellung «Sport» sowie den Dynamikmodus, der für ein strafferes Fahrwerk sorgt und den Motor höher drehen lässt. Mit Macht schiebt sich das Auto über die Hinterräder nach vorne. Jaguar preist seine aktive Differentialsteuerung, die elektronisch für maximale Traktion sorgt und übermässigen Schlupf verhindert, ohne dabei mit Brems-eingriffen zu reagieren. Das sorgt für Sportwagen-Feeling. Wenn die Elektronik auch bisweilen um Grip ringt, fängt sie das Auto aber sofort wieder auf, so dass nie Zweifel an der Beherrschbarkeit der roten Macht aufkommen.

Ihr Meisterstück aber haben die Ingenieure beim Sound des V8-Kompressors abgeliefert, er brummt beim Cruisen und dröhnt eindrucksvoll beim Beschleunigen. Da ist das feine Soundsystem von Bowers & Wilkins fast Verschwendung. Ich habe keinen Tunnel ausgelassen, um bei offenem Fenster im zweiten oder dritten Gang aufs Gas zu drücken. Das fast motorradähnliche Knattern, das der Motor von sich gibt, war zu schön.

Fazit: Der XKR Special Edition ist ein feiner Gran Turismo und ein eindrücklicher Sportwagen, wenn man will. Wir würden ihn vielleicht eher in «Polaris White» bestellen, aber das ist, wie gesagt, sehr persönlich.

Jaguar XKR Special Edition

Leistung: 510 PS, Hubraum: 5000 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 280 km/h
Preis: Fr. 194 000.–



Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Hansjörg Schneider:** Hunkeler und die Augen des Ödipus (*Diogenes*)
- 2 (2) **Lukas Hartmann:** Finsteres Glück (*Diogenes*)
- 3 (5) **Karin Slaughter:** Entsetzen (*Blanvalet*)
- 4 (4) **Ingrid Noll:** Ehrenwort (*Diogenes*)
- 5 (6) **Eveline Hasler:** Und werde immer Ihr Freund sein (*Nagel & Kimche*)
- 6 (3) **Bernhard Schlink:** Sommerlügen (*Diogenes*)
- 7 (7) **Martin Suter:** Der Koch (*Diogenes*)
- 8 (8) **Laura Brodie:** Ich weiss, du bist hier (DTV)
- 9 (–) **Jussi Adler-Olsen:** Schändung (DTV)
- 10 (–) **Kathy Reichs:** Blut vergisst nicht (*Blessing*)

Sachbücher

- 1 (1) **Daniel Ammann:** King of Oil (*Orell Füssli*)
- 2 (6) **Annemarie Wildeisen:** Das grosse Buch vom Fleischgaren bei Niedertemperatur (*AT-Verlag*)
- 3 (3) **Michael Mittermeier:** Achtung Baby! (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 4 (4) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung 25. Auflage (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 5 (5) **Thomas Renggli:** Schwingen (*Faro*)
- 6 (8) **Ulrich Detrou:** Höllenritt (*Econ*)
- 7 (7) **Verena Kast:** Was wirklich zählt, ist das gelebte Leben (*Kreuz*)
- 8 (2) **Jonathan Safran Foer:** Tiere essen (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 9 (9) **Guy Bodenmann, Caroline Brändli:** Was Paare stark macht (*Beobachter*)
- 10 (10) **Pierre Franckh:** Wünsch dich schlank (*Koha*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Kollaps

Im historischen Sprachgebrauch galt der Schwarze Schwan als Sinnbild für Unmögliches, weil ihn seit der Antike kaum jemand gesehen hatte. Doch 1697 beobachteten Entdecker das dunkle Flussgefieder, und aus «unmöglich» wurde «unwahrscheinlich». In Nassim Nicholas Talebs neuem Buch (mit fast gleichem Titel wie sein Bestseller von 2008) «Der Schwarze Schwan – Konsequenzen aus der Krise» lässt der Entenvogel das Urthema erahnen: Kritik an Expertenprognosen. Talebs Tadel bleibt nicht patzerfrei, und mit Feststellungen wie «kein Soziowissenschaftler hatte den Fall der UdSSR kommen sehen» generalisiert der Autor sich ins Aus. Er vergisst Forscher wie den Franzosen Emmanuel Todd: 1976 prognostizierte der Soziologe anhand demografischer Daten wie Kindersterblichkeit den Kollaps. (*ang*)

Literatur

Bulgur auf der Speisekarte

Jonathan Franzen sei genial und sein neuer Familienroman ein epochales Werk über den Zustand der liberalen USA. Aufs achte Weltwunder wird man aber weiter warten müssen. Von Sacha Verna

Fast könnte man meinen, die Literatur habe an gesellschaftlicher Relevanz gewonnen: Jonathan Franzen ist überall. Das *Time Magazine* widmete dem 51-jährigen Schriftsteller eine Coverstory (zwischen «What Animals Think» in der Vorwoche und «Is America Islamophobic?» in der Woche danach). Präsident Obama wurde im Urlaub auf Martha's Vineyard mit einem Exemplar von «Freiheit» gesichtet, noch bevor der Roman offiziell erschienen war. Sämtliche nationalen und internationalen Medien berichteten darüber und darüber, dass sämtliche nationalen und internationalen Medien darüber und über Jonathan Franzen berichteten.

Der Mann hat ein Buch geschrieben. 730 Seiten über das Schicksal einer amerikanischen Mittelschichtfamilie aus dem Mittleren Westen. Neun Jahre nach «Die Korrekturen», einem 780-seitigen Buch über das Schicksal einer amerikanischen Mittelschichtfamilie aus dem Mittleren Westen. «Die Korrekturen» verkaufte sich weltweit fast drei Millionen Mal. «Freiheit» verfügt über die besten Chancen, diesen Rekord für einen zeitgenössischen «literarischen» Roman zu brechen.

Wichtig ist der Zusatz «literarisch». Denn, so wird man nicht müde, uns zu versichern, Jonathan Franzen sei eben nicht John Grisham und auch nicht J.K. Rowling (dabei ist die Franzen-Hysterie der Harry-Potter-Hysterie durchaus vergleichbar). Jonathan Franzen sei ein ernstzunehmender Autor, ein guter, ja ein genialer Autor und «Freiheit» ein epochales Werk. So zumindest der Tenor der amerikanischen Rezensenten. Das Echo im deutschsprachigen Raum fiel bisher kaum weniger positiv aus, obgleich man sich hierzulande für simple Elogien natürlich zu fein ist und deshalb das Urteil «toll» möglichst verklausuliert formuliert.

Tief im psychologischen Realismus

In einem Punkt sind sich alle einig: Jonathan Franzen habe den klassischen Gesellschaftsroman zu neuem Leben erweckt. Tatsächlich tendierten viele Schriftsteller in den letzten Jahren zu kapriziösen Experimenten. Man verfasste Thriller mit Fussnoten und Liebesgeschichten in Form von Lexikoneinträgen. Jetzt kommt Franzen und knallt einem eine Art «Buddenbrooks» des 21. Jahrhunderts vor die Nase. «Freiheit» ist tief im psychologischen Realismus verwurzelt. Glaubwürdige Figuren führen darin glaubwürdige Dialoge über

glaubwürdige Probleme und treiben eine glaubwürdige Handlung voran. Es werden keine obskuren Subkulturen erforscht, keine zweifelhaften Erzählperspektiven geschaffen, keine stilistischen Purzelbäume geschlagen. Bloss: Für die sogenannte Unterhaltungsliteratur gilt dasselbe. Dass Jonathan Franzen ein «literarisches» Werk vorlegt, dem jegliche Schrullen fehlen, soll man also bitte nicht mit dem achten Weltwunder verwechseln.

«Wohin mit alten Batterien?»

Im Zentrum von «Freiheit» stehen die Berglunds: Vater Walter, Mutter Patty und die Kinder Jessica und Joey. Der Roman spielt hauptsächlich in der Ära von Bush II, wobei auch ausführlich Rückblick gehalten wird auf die Berglunds der 1980er und 1990er Jahre in St. Paul, Minnesota. Geschildert werden die Geschehnisse abwechselnd aus der Sicht der einzelnen Akteure, jedoch in der dritten Person. Ein Teil des Romans stellt die «Autobiografie» dar, die Patty auf den Rat ihres Therapeuten hin schreibt – ebenfalls in der dritten Person.

Die Ouvertüre des Romans bildet ein Porträt der Berglunds, gezeichnet von ihren Nachbarn in St. Paul. Es zeigt die Berglunds als neumodische Liberale der ersten Stunde, als Leute, die sich mit drängenden Fragen auseinandersetzen wie: «Waren die Pfadfinder politisch akzeptabel? Gehörte Bulgur wirklich auf die Speisekarte? Wohin mit alten Batterien? Was tun, wenn eine mittellose Frau anderer ethnischer Herkunft einen beschuldigt, man mache ihr Wohnviertel kaputt? [...] Sollte man Bettlern Essen geben oder besser gar nichts? War es möglich, beispiellos selbstbewusste, glückliche, hochintelligente Kinder grosszuziehen, wenn man ganztags arbeitete? Durfte man die Bohnen für den Morgenkaffee schon am Abend vorher mahlen, oder musste das unmittelbar vor dem Frühstück geschehen?»

Walter arbeitet für eine Umweltschutzorganisation, Patty geht in ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter auf. Jessica ist das Muster-, Joey das Problemkind. Spätestens als Joey im zarten Alter von sechzehn Jahren bei seiner Freundin und deren republikanischem Anhang einzieht, beginnt der Zerfall des Hauses Berglund. Walter verrät seine Ideale, indem er sich für giftgrüne Projekte der Energieindustrie einspannen lässt, Patty geht nicht mehr auf, sondern ein. Jessica bleibt dieselbe, und Joey schmuggelt Waffen in den Irak. Kompliziert werden die Dinge durch Affären: die Pattys



Keine kapriziösen Experimente: Schriftsteller Franzen.

mit einem Freund Walters aus College-Tagen, die Walters mit seiner jungen Assistentin. Den letzten Aufzug des Dramas orchestrieren wieder berglundsche Nachbarn. Diesmal die in einer Neubausiedlung. Auf den hoffnungsvollen Auftakt folgt der Schwanengesang.

Die Familie als Spiegelbild der Gesellschaft – dieser Trick hat schon oft funktioniert. Und Jonathan Franzen ist ein Meister seines Fachs. Öko-Heuchelei und Technologieglaubigkeit, Pin-up-Pluralismus und persönliche Verantwortung und eben «Freiheit» und ihre diversen Interpretationen: Franzen verleiht solchen abstrakten Begriffen eine literarische Gestalt.

Er verwandelte soziale Phänomene in literarische Gestalten. Wie Walter, der die Speisekarte eines Steakhouse studiert: «Zwischen dem Grauen des Rindermethans, den Seen aus Exkrementen, die von Schweine- und Hühnerfarmen hervorgebracht wurden und ganze Wassereinzugsgebiete kontaminierten, der katastrophalen Überfischung der Ozeane, dem ökologischen Albtraum gezüchteter Garnelen und Lachse, der Antibiotika-Orgie in den Milchkuh-«Fabriken» und dem durch die Globalisierung der Erzeugnisse verschleuderten Treibstoff gab es ausser Kartoffeln, Bohnen und Tilapia aus Aquakultur nur wenig, was er

guten Gewissens bestellen konnte.» Da steckt das schlechte Gewissen einer ganzen Generation drin. ««Scheiss drauf», sagte er und klappte die Speisekarte zu. «Ich nehme das Rib-Eye.»» Darin steckt die Verbitterung eines frustrierten Ehemanns, eines enttäuschten Vaters und eines politischen Versagers.

Gutmensch und Neuroengärtnerin

Jonathan Franzens Figuren sind Archetypen mit individuellen Zügen. «Freiheit» liesse einen völlig kalt, wäre der Roman im Kern nicht die Geschichte einer Ehe. Walter und Patty. Der verhinderte Gutmensch und die Neuroengärtnerin. Zwei, die unbedingt von der Tadellosigkeit des anderen überzeugt sein wollen, sich dann aber sogar über die Tauglichkeit ihrer Schuld- und Minderwertigkeitskomplexe streiten. Franzen neigt dazu, die Eigenschaften seines Personals durch ihre Kindheit zu erklären, und geht darin gelegentlich zu weit. Andererseits bereichern diese Ausflüge in die Vergangenheit den Roman.

Da ist Walter, der Abstinenzler, dessen Vater Alkoholiker war. Dort ist Patty, die Basketballspielerin, deren Talent von ihrer schöngestigen Verwandtschaft ignoriert wird. Derlei Couch-Material bettet Franzen wohlthuenderweise in treffende Schilderungen gegensätzlicher Milieus ein. Dass sich Pattys Stimme in ihrer «Autobiografie» von jener des Autors kaum abhebt, wiegt nicht allzu schwer.

Überhaupt zahlt sich Franzens Erzählstrategie aus. «Freiheit» ist ein Spiegelkabinett unterschiedlicher Wahrnehmungen. Man sieht die Eltern durch die Augen der Kinder, das Ehepaar durch jene des Liebhabers und alle, wie sie sich selber sehen. So entwickelt sich Franzens Ensemble, das anfangs wie ein Reigen gelungener Karikaturen wirkt, zu einer Gruppe mehrdimensionaler Wesen. Auch «Freiheit» durchzieht ein satirischer Grundton. Allerdings wirkt der ironische Pessimismus der (Un-)Glücksritter und -ritterinnen nicht mehr wie ein literarischer Stunt wie in Franzens ersten beiden Romanen, «Die 27ste Stadt» (1988) und «Schweres Beben» (1992).

Jonathan Franzen war nämlich schon Schriftsteller, bevor er zum Bestsellerautor wurde. Nur krähte damals kein Hahn nach ihm. Wird die Literatur von nun an die Welt verändern, weil Franzen ein paar Wochen lang in aller Munde war? Bestimmt nicht. Doch sollte jemand abends zu «Freiheit» greifen anstatt zum Fernsehprogramm, ist schon eine ganze Menge geschafft.

Jonathan Franzen: Freiheit. Roman Aus dem Amerikanischen von Bettina Abarbanell und Eike Schönfeld. Rowohlt, Reinbek. 730 S., Fr. 37.90

Sorglos sinnlich

Sie glaubt an Engel und unterwandert das Kunstsystem: Barbara Babo, Autodidaktin und Direktverkäuferin. Von *Daniele Muscionico*

Barbara Babo ist eine zeitgenössische Künstlerin, und sie macht einen entscheidenden Fehler: Sie beleidigt das Auge nicht, sie verletzt kein Schamgefühl, denn ihre Kunst – ist schön. Man wendet sich nicht von ihr ab, sondern wendet sich ihr zu. Und damit macht sich Babo vor den Richtern der Kunst verdächtig.

Denn in der Theorie der Avantgarde ist Kunst ein antikapitalistischer Vektor: hier die Gesellschaft, dort die Künstler, Dada, Surrealismus und ihre Erben, das eine bedingt das andere – durch gegenseitige Abstossung. Avantgardistische Kunst, so steht es im Schulbuch, unterwandert den Kanon des Guten, Schönen und Wahren. Um wo anzukommen? Bei der Einsicht womöglich, dass der Versuch der Avantgarde gescheitert ist. Denn in der Realität ist es wie im Märchen, in der Fabel vom Hasen und vom Igel: Der Markt, der Kunstmarkt ist immer schon da.

Freche Frauen

Die höchst verdächtige Zürcher Plastikerin Babo foutiert sich um die Regeln des Systems und den Kanon der Szene. In ihrem Atelier entstehen, ohne Modelle und ohne Skizzen, Gipskulpturen von Liebespaaren und extrovertierten Geschlechtsgenossinnen, sorglos Sinnliche, sinnlos Laszive. Die frechen Frauen einer frechen Frau. Dass ihre Ungezogenen jetzt in einer Einzelausstellung mitten in Zürich zu sehen sind, ist nur das eine und als Leistung einer Autodidaktin aufsehenerregend genug.

Das andere ist vielschichtiger: Die 44-Jährige steht für eine Renaissance figürlicher, gegenständlicher Darstellung, einer neuen bürgerlichen Kunst. Im 19. Jahrhundert war die bildende Kunst wichtiger Bestandteil der bürgerlichen Welt geworden, Symbol und Medium gesellschaftlicher Identität. Doch seit der Nachkriegszeit war sie verschrien, waren Kunst und Bürgertum sich gegenseitig suspekt. Nun löst sich mählich die Gegenständlichkeit von ihrem Stigma, und was im letzten Jahrhundert noch unter Kitschverdacht stand, besitzt seit einigen Jahren wieder einen Wert.

Auf dem Radar der Galeristen scheint sie – zu ihrem eigenen Heil – bisher kaum auf. Denn bürgerliche Kunst ist heute, was Untergrundkunst damals war, sie gehorcht keinen Marktmechanismen, Galeristenhysterien und keinem Zeitgeistgedöns. Auch deshalb erscheint im offiziellen Künstlerranking der Schweiz unter den ersten 50 keiner, der wie Babo figürliche, gegenständliche Plastiken schafft.

Barbara Babo ist das Paradox der Zukunft: Sie ist der Schrecken jeder akademischen Institution – und wird gesammelt. Sie macht bürgerliche Kunst – und ist doch eine Autonome der ersten Stunde. Und das darf man durchaus wortwörtlich verstehen. Ihre Biografie kennt keine konfektionierten Wege, sondern ist ein wiederholter Selbstversuch in Unabhängigkeit. Sie ist die absichtliche Nestflüchtige aus einem kreativen Elternhaus, absichtliche Allrounderin ohne Berufslehre. Sie jobbte quer-

Bürgerliche Kunst ist wie früher Untergrundkunst: Sie gehorcht keinen Marktmechanismen.

feldein, bei einem Bootsbauer, in einer Schlosserei, lernte mit Holz, Polyester zu arbeiten. Sie kochte im ehemaligen «Kafi Kanzlei», sie leitete ein Jugendhaus. Und sie führte lange Jahre ein Restaurant mit Bioküche, Spontitreffpunkt und Edelkantine in Thalwil. Doch egal, was sie tut, das Malen, später das Bildhauern begleiten sie in jeder ihrer Lebensphasen. Der Zürcher Bildhauer Al' Leu war ihr einziger Lehrer, doch «niemals Meister», sagt Babo, die ungestillt Freiheitsdurstige.

Naturgemäss sind auch die Vertriebssysteme ihrer Kunst autonom. Babo verkauft sich selbst, sie verkauft ihre Kunst direkt in ihrem Atelier.

Denn ihre Erfahrung ist: «Die Schweizer Kunstszene ist elitär», Galerien bleiben ihr verschlossen. Dass sie von ihrer Kunst trotzdem leben kann, bestätigt sie in ihrer Beobachtung: «Die Menschen sehnen sich nach Schönheit und Liebe.» Daran glaubt sie so gewiss wie an die Existenz von Engeln. Und sie meint tatsächlich Geistwesen, Boten einer anderen Welt; wiewohl zu diesem Zeitpunkt in ihrer Karriere auch vom Gastronomen Rudi Bindella die Rede sein muss. Der Herr über ein Imperium von tausend Angestellten hat eine stille, beständige Passion, er sammelt Kunst, auch jene von Babo, die er in seinen Restaurants ausstellt. «Ich kaufe Kunst und stelle sie dann der Öffentlichkeit zur Verfügung. Ich möchte die Kunst zu den Menschen bringen.» Ein Deutschlehrer zündete den Funken und brachte den Schüler in Kontakt mit dem Zürcher Schriftsteller und Maler Arnold Kübler. Es folgten ein Atelierbesuch und der Kauf einer Kübler-Zeichnung, die noch heute zur Sammlung Bindella gehört.

Seitdem pflegt der Unternehmer zu mindestens dreissig zeitgenössischen Schweizer Kunstschaffenden enge freundschaftliche und mäzenatische Beziehungen. So hat er, der Öffentlichkeit verborgen, über mehrere Jahrzehnte die bedeutende Zürcher Künstlerin Hanny Fries unterstützt, mit Ankäufen, Werkaufträgen und Ausstellungen in den firmeneigenen Restaurants. Bindella interessiert Kunst, «die sich am Schönen orientiert».

Und schön, das sind Babos Liebespaare tatsächlich. Sie sind schön, weil sie elementar sind. Und wieso will Kunst stets so verzweifelt neu und anders sein? Das Elementare bleibt sich gleich. Elementar wie die Liebe, die in der Kunst nicht Idee bleibt, sondern Gestalt wird: zwei Menschen, ein Paar. ○



Autonome der ersten Stunde: die Zürcher Plastikerin Babo in ihrem Atelier.

Die mit dem Bass tanzt

Von Peter Rüedi

Für Geschriebenes, bei dem eine Pointe die andere jagt, haben Amerikaner den schönen Ausdruck *overwritten*. Ein «überschriebener» Text ist einer, der mir als Leser keine Zeit lässt mitzukommen. Bei der Musik gibt es das gelegentlich auch, diese Atemlosigkeit. Bei der neuen CD von Esperanza Spalding, der filigranen jungen Frau, die zurzeit allgegenwärtig ist, hatte ich in einem anderen Sinn das Gefühl, ihre «Chamber Music Society» sei *overwritten*. Mir schien (mein erster Eindruck), sie will zu viel aufs Mal: klassisch inspirierte Kammermusik, Jazz, Weltmusik. Dann hörte ich mir die elf Titel wieder und wieder an, schon weil Gil Goldstein Mitproduzent und Mitarangeur war, und der hatte schon CDs von Pat Metheny und Michael Brecker blendende Glanzlichter aufgesteckt. *The king can do no wrong*, sagte ich mir, und tatsächlich wurde mit jedem Anhören die Musik der jungen Dame transparenter, einfach mehr Musik. Denn zuerst beruhte die Explosion von Spaldings Karriere auf ihrer Bühnenpräsenz und dem zirkusreifen Umstand, dass sie erstens eine gute Bassistin ist. Das ist an sich eine Attraktion: eine zierliche Erscheinung, die mit dem unförmigsten aller Instrumente tanzt (der Bass, sagt sie, «sieht aus wie Mama und spricht wie Papa»). Zweitens aber singt Esperanza zu ihrem Bassspiel, und zwar immer besser: mit einer flexiblen Stimme, eher im intimen als im forcierten Bereich, aber sie kann auch schon mal in den Klartext wechseln. Ob als instrumentale Vokalistin in Improvisationen ohne Worte, ob als Interpretin von Songs zu Texten von William Blake bis Antonio Carlos Jobim, mal mit der brasilianischen Legende Milton Nascimento als Gast, mal mit Gretchen Parlato, einem anderen kommenden Star: Das dreistimmige Duo «Inútil Paisagem» ist ein Höhepunkt der CD. Dazu eben das Streichertrio, Leo Genovese am Piano und Terri Lyne Carrington am Schlagzeug. Die CD überfällt uns nicht, sie offenbart ihre changierende Farbenvielfalt erst nach und nach. Keineswegs *overwritten*. Musik, die uns Zeit nicht nur lässt, sondern sie geradezu verlangt.



Esperanza Spalding:
Chamber Music Society.
Heads Up HUI-31810-02.
Am 28.10. tritt Spalding
am Zürcher Jazznojazz-
Festival auf.

Delikate Abgründe

Zum Tod des französischen Cineasten Claude Chabrol.

Von Wolfram Knorr



Möglichst grosses Publikum: Regisseur Chabrol.

Es machte ihm immer eine Freude, wenn sich die Drehorte mit leckerer Gastronomie verbinden liessen. Es kam sogar vor, dass er die Location deshalb wechselte. Der Mann war ein Geniesser, und das in jeder Hinsicht. Auch seine Filme waren dramaturgisch und ästhetisch exquisite Leckerbissen – und sollten es auch sein. Denn im Gegensatz zu seinen Kollegen Jean-Luc Godard und Jacques Rivette, die sich in elitäre Umlaufbahnen katapultierten, wollte Claude Chabrol, einer der Mitstreiter der Nouvelle Vague, den Film nicht politisch machen, sondern politische Filme drehen. Und zwar so, dass der erzählerische Genuss immer im Vordergrund blieb. Claude Chabrol war unter den Kinorebellen der fünfziger Jahre, die den französischen Film entrümpelten, der «Bodenständige», der den Mainstream bevorzugte, um ein möglichst grosses Publikum zu erreichen.

Wie seine Kollegen Godard, Rivette und François Truffaut (der leider zu früh starb) entdeckte er das amerikanische Kino als Kunstform, propagierte in den legendären *Cahiers du Cinéma* mit den Kollegen den Autorenfilm und outete sich als grosser Hitchcock-Anhänger. Chabrol, Sprössling einer Apothekerfamilie, in Paris geboren, aber von den Grosseltern auf dem Land aufgezogen, griff sich sein Milieu, dem er entstammte, porträtierte es mit süffigen Vergnügen, um es zugleich zu tranchieren. Schon sein erster Film, «Le beau Serge»

(1958), privat finanziert, griff das Thema auf. Bald begannen seine Werke zu glitzern vor kultivierter Gemeinheit, und er fand immer neue Abgründe, in denen er seine Salonkrokodile zappeln liess. Seine ersten Meisterwerke waren «Die untreue Frau» («La femme infidèle», 1968), «Das Biest muss sterben» («Que la bête meure», 1969), «Der Schlachter» («Le boucher», 1970).

Keiner setzte den Autorenbegriff so konsequent um wie er. Zwar bediente er sich renommierter Autoren wie Cornell Woolrich, Ellery Queen, Patricia Highsmith, Georges Simenon und anderer, aber immer wurden typische Chabrols daraus. Er drehte unermüdlich, auch sogenannte Genrefilme. Seine Neugier war unersättlich. Sein Beitrag zum Thema Ehekrise, «Ein lustiges Leben» («Une partie de plaisir», 1974), war von brilliantem Zynismus. Der Mann, reduziert auf seinen Nullpunkt: ein autoritärer, eitler Fatzke. Die wohl bösartigste Demontage des Männlichkeitswahns.

Chabrol, der weit über siebzig Filme drehte, sezerte mit hitchcockscher Suspense seine geliebt-gehasste Bourgeoisie mit samtpfötigem Reisser-Raffinement. Die Bourgeoisie, so seine These, würde sich niemals ändern. In seinen infamen Gesellschaftsidyllen zeigte er, warum. Er war einer der letzten Geschichtenerzähler. Vergangenen Sonntag starb er im Alter von achtzig Jahren in Paris. ○

Im Blumenladen

Von *Andreas Thiel* — Papierblumen für den Schriftsteller, Eichenlaub für den Oberst und etwas Farbloses für einen Architekten.

1. Kunde: Guten Tag, ich möchte gerne einen Altarschmuck für die Kirche bestellen, etwas Andächtiges, wenn es geht.

Verkäuferin: Vielleicht etwas Schönes mit Sonnenblumen?

1. Kunde: Haben Sie keine Regenblumen? Es ist für eine Beerdigung.

Verkäuferin: Ich hätte Wasserpflanzen.

1. Kunde: Das wäre unpassend, der Verstorbene ist nicht ertrunken, sondern verdurstet.

Verkäuferin: Wir haben auch Trockenblumen.

1. Kunde: Der Verstorbene war nie trocken. Er war Trinker. Genau genommen hat er die Entziehungskur nicht überstanden.

Verkäuferin: Dann vielleicht ein Weinbouquet?

1. Kunde: Wunderbar. Und dazu bitte einen Hopfenkranz.

Verkäuferin: Gerne, mit Tabakblättern?

2. Kunde: Guten Tag, ich hätte gerne einen Blumenstrauss, nichts zu Buntes bitte, am liebsten grau, vielleicht mit etwas Schwarz oder Weiss.

Verkäuferin: Ist es auch für eine Beerdigung?

2. Kunde: Nein, für einen Architekten.

3. Kunde: Guten Tag, haben Sie Papierblumen?

Verkäuferin: Ist es für einen Blütenstauballergiker?

3. Kunde: Nein, für einen Schriftsteller.

Verkäuferin: Wir haben nur Papierblumen aus hundert Prozent Recyclingpapier, die grauen dort drüben.

2. Kunde: Die sind aber schön. Gibt es die auch in Hochglanz?

3. Kunde: Haben Sie keine Stilblüten?

2. Kunde: Oder Plastikblumen?

Verkäuferin: Nein, nur einen Gummibaum.

4. Kunde: Entschuldigen Sie, ich suche etwas Schönes für ein Seemannsgrab.

Verkäuferin: Nehmen Sie Seerosen.

4. Kunde: Gibt es die auch als schwimmende Topfpflanzen?

5. Kunde: Entschuldigen Sie, haben Sie Eisblumen?

Verkäuferin: Ist es für eine Beerdigung?

5. Kunde: Nein, für meinen Wintergarten.

Verkäuferin: Gehen auch Schneeglöckchen?

6. Kunde: Hallo, ich möchte gerne Tischgestecke bestellen für eine Hochzeit.

Verkäuferin: Wie wäre es mit bunten Sträusschen aus Bleibmirtreu, Morgentau und Vergissmeinnicht?

6. Kunde: Haben Sie keine fleischfressenden Pflanzen? Es ist für eine Kannibalenhochzeit.

Verkäuferin: Vielleicht etwas mit Löwenzahn und Schwiegermutterzungen?

6. Kunde: Sehr schön! Haben Sie auch noch Stiefmütterchen?

7. Kunde: Guten Morgen, ich hätte gerne ein Sträusschen für eine Taufe.

Verkäuferin: Ist es eine Kannibalentaufe?

7. Kunde: Wieso?

Verkäuferin: Da hätte ich Löwenmäulchen und Wolfsmilch.

7. Kunde: Soviel ich weiss, sind die Eltern Vegetarier.

Verkäuferin: Dann nehmen Sie besser Kapuzinerkresse.

8. Kunde: Guten Tag, haben Sie auch Feld-, Wald- und Wiesenblumen? Es ist für einen Hals-Nasen-Ohren-Arzt.

9. Kunde: Entschuldigen Sie, ich suche etwas Passendes für einen Bundesrat.

Verkäuferin: Frisch gewählte Bundesräte nehmen immer Rosen.

9. Kunde: Es ist für einen abtretenden Bundesrat.

Verkäuferin: Dann gebe ich Ihnen welche Rosen.

9. Kunde: Ich möchte aber etwas, das seine Verdienste ehrt.

Verkäuferin: Dann nehmen wir getrocknete Lorbeerblätter.

9. Kunde: Wunderbar! Er holt sie dann gleich selber ab.

10. Kunde: Ist das Feldgesteck aus Feuerlilien und Eichenlaub schon fertig?

Verkäuferin: Ja, Herr Oberst.

Noch ein paar Kanonenputzer dazu?

10. Kunde: Von mir aus. Hauptsache, nicht wieder Türkenbund.

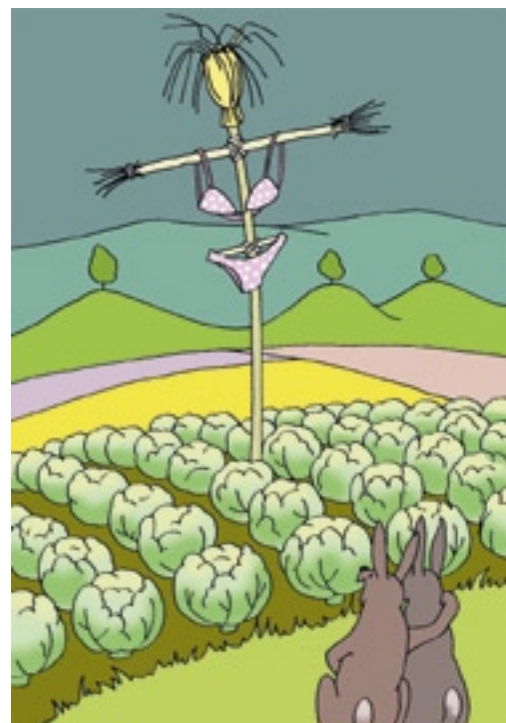
Moritz Leuenberger: Entschuldigen Sie, wo kann ich die Lorbeeren abholen?

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Der gebürtige Berner lebt in Island. Zurzeit tritt er mit seinem Bühnenprogramm «Politsatire 3» in der Schweiz auf.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Frau mit sechzig oder etwas mehr in öffentlichen Badeanstalten im Bikini herumlaufen? *Jutta Neundorf, Düringen*

Meine Mutter sagt immer: «Alles im Leben hat seine Zeit.» Und a) haben Mütter immer recht, und b) denkt man bei den Worten «als Frau mit sechzig» relativ selten: «Zeit, den Bikini anzuziehen!» Obwohl, vierzig ist ja das neue Dreissig. Demnach müsste sechzig auch das neue Fünfzig sein, und da gab es neulich dieses Bild von Kim Cattrall, Sie wissen schon, die Schauspielerin aus «Sex and the City», Jahrgang 1956 und so, jedenfalls gab es dieses Bild, auf dem sie im Bikini den Strand entlanggeht, und man dachte sich: «... hm ... nein, muss jetzt auch nicht unbedingt sein.» Aber es klingt irgendwie besser, wie es meine Mutter sagt: «Alles im Leben hat seine Zeit.»

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Süsse Welt

Der Chief Operating Officer Jürg Bärtschi, 45, und der Zuckerbäcker Fabricio Cordeiro, 42, sind seit vier Jahren verheiratet. Pro Saison kreieren sie 300 Hochzeitstorten.

Fabricio: Meine Eltern betrieben südlich von São Paulo ein Tearoom: Die fantasievollen Torten, die meine Mutter für ganz spezielle Gelegenheiten kreierte, gehörten zu meiner Kindheit. Die Erinnerung an jene Anlässe, die vielen Menschen, das schöne Geschirr, die Musik bewogen mich zu einem beruflichen Neuanfang, als ich in die Schweiz kam. Mir war aufgefallen, dass es hier nur einfach gestaltete Hochzeitstorten gab. Ich mochte den reichdekorierten und weiss überzogenen Wedding-Cake aus dem angelsächsischen Raum.

Jürg: Ebenso schnell, wie die Businessidee entstand, verlief unsere Liebesgeschichte. Wir waren beide im selben Hotel in London untergebracht. Unser Kennenlernen dauerte so lange, wie ein Aufzug vom zweiten in den fünften Stock benötigt. Als wir ausstiegen, machte ich Fabricio ein Kompliment zu seinen schönen Händen.

Fabricio: Über die Nacht erzählen wir nichts. Aber danach blieben wir in Kontakt, und wenig später besuchte mich Jürg in Brasilien.

Jürg: Er empfing mich mit einer riesigen Orchidee in der Hand. Ich erinnere mich an das folgende Essen mit seinen Eltern: Wann immer Fabricio in der Küche war, fragten sie mich ungeniert aus. Hast du einen Job? Ist deine Wohnung gemietet oder gekauft? Mir war von Anfang an klar, dass er der Mann meines Lebens ist, und obwohl ich sonst eher zurückhaltend bin, kaufte ich bald Ringe, und wenig später waren wir verheiratet.



«Der Mann meines Lebens»: Jürg (r.) und Fabricio.

Fabricio: Ich mietete in Zürich ein kleines Atelier, besuchte Lehrgänge und Schulungen im Ausland und konnte bald die verschiedenen Zuckerarten herstellen sowie hundert verschiedene Blüten formen und spritzen.

Jürg: Die Torten werden nach Familienrezepten hergestellt. Sie sehen nicht nur wunderschön aus, sondern schmecken auch gut. Aus Liebe zu Fabricio lernte ich sogar, wie man Tortenböden überzieht, und an besonders hektischen Wochenenden helfe ich im Atelier aus.

Fabricio: Zurzeit ist die Farbe Flieder in und goldfarbene Dekorationen. Bei den Beratungs-

gesprächen sind meist alle glücklich und verliebt: Das färbt natürlich auf mich ab.

Jürg: Pro Saison realisiert Fabricio 300 Kreationen, die grössten reichen für achtzig Gäste. Unsere eigene Hochzeitstorte war einem braunen Louis-Vuitton-Koffer nachempfunden. Nach dem morgendlichen Termin auf dem Zivilstandsamt kippten wir ein Glas Champagner und gingen schnurstracks in die Flitterwochen.

Hochzeitstorten: www.fabricio.cordeiro.com
Protokoll: **Franziska K. Müller**

- Jetzt heiraten?
- In 10 Jahren?
- Nie?